

Dokumentationszentrum
Oberer Kuhberg Ulm e. V.
– KZ-Gedenkstätte –

Mitteilungen

Heft 74 / Juni 2021

100. Geburtstag von Sophie Scholl

Schwerpunkt: Verschwörungstheorien

Vorstandswahlen

Aus der Arbeit des DZOK

Mitgliederversammlung des Vereins · Fr., 23. Juli 2021 · 17 Uhr · in der vh Ulm

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

wer hätte gedacht, dass wir unser gesamtes Winter- und Frühjahrsprogramm rein digital durchführen würden? Von den Veranstaltungen zum 27. Januar und zum 100. Geburtstag von Sophie Scholl über unsere Veranstaltungsreihe zum Thema „Verschwörungstheorien“ bis hin zum jährlichen Lehrerseminar oder den Workshops zum Thema „language matters“. Und wer hätte damit gerechnet, dass wir mit diesen Formaten mehr Menschen erreichen als mit den regulären Präsenzveranstaltungen? Ich jedenfalls nicht. Trotzdem hat es einen genuinen Mehrwert, die zentralen Gedanken unserer Referent*innen auf Papier festzuhalten, damit ihre wichtigen Impulse für die aktuellen Debatten zu Geschichte und Gegenwart auch für Sie nachlesbar sind und dauerhaft zur Verfügung stehen.

Den Schwerpunkt in diesem Heft bilden die Beiträge unserer hochkarätigen Experten zum Thema Verschwörungstheorien in Geschichte und Gegenwart: Michael Butter, Jens-Christian Wagner und Karamba Diaby präsentieren ihre Analysen ebenso anschaulich wie prägnant. Hans-Ulrich Probst liefert Anregungen zum Umgang mit Verschwörungserzählungen im Alltag, wobei es auch da die einfache Lösung nicht gibt.

In Ergänzung zum Themenschwerpunkt „Verschwörungstheorien“ erhalten Sie in weiteren Artikeln Einblicke in unterschiedliche Arbeitsfelder des DZOK und erfahren Neues aus der Ulmer Erinnerungskultur. So erfolgt im Herbst die Benennung des Hans-Hirschfeld-Platzes als Würdigung für den in Theresienstadt ermordeten Mediziner. Die Platzbenennung ist ein Ergebnis der Debatte um Gründungsrektor Ludwig Heilmeyer und erfolgt auf Initiative der Universität Ulm. Sie ist als öffentliche Veranstaltung geplant. An der begleitenden Aktionswoche beteiligt sich auch das DZOK.

Wir setzen auch darauf, Sie bei der nächsten Mitgliederversammlung im Juli wieder persönlich begrüßen zu dürfen. Es stehen Wahlen an – die Kandidat*innen stellen sich in diesem Heft vor. Aus persönlichen Gründen hat der langjährige Vorstandsvorsitzende Werner Trägner Ulm verlassen. Er stellt sich deshalb nicht wieder zur Wahl, was ich angesichts seiner erfolgreichen und klugen Vereinsführung und auch mit Blick auf unsere vertrauensvolle und konstruktive Zusammenarbeit sehr schade finde. Aber es gibt erfahrene Vorstandsmitglieder und neue Menschen, die die Vereinsarbeit weitertragen wollen.

In den nächsten Wochen und Monaten gibt es viel zu tun: Den Gedenkstättenbetrieb wieder hochzufahren, die Bildungsarbeit in einer herausfordernden Krisenzeit weiterzuführen und auch ganz konkret das Miteinander in der haupt- und ehrenamtlichen Arbeit, das nun fast ein Jahr stark eingeschränkt war, neu auszutarieren. Ich freue mich darauf, diesen Prozess mit Ihnen gemeinsam zu gestalten: Ihr Besuch, Ihre Mitarbeit, Ihre Unterstützung ist mehr denn je willkommen.

Ich grüße Sie herzlich


Ihre Nicola Wenge

Einladung zur Jahres-Hauptversammlung

des Vereins Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg
**Berichte und Diskussion
Vorstandswahlen**

Freitag, 23. Juli 2021, 17 Uhr
Volkshochschule Ulm, EinsteinHaus am Kornhausplatz, Club Orange

Wir bitten coronabedingt um Anmeldung
unter info@dzok-ulm.de oder 0731-21312!

Inhalt

Vorwort	2
Verschwörungstheorien: Charakteristika	3
Verschwörungstheorien und Gedenkstättenarbeit in Pandemie-Zeiten	4
Antisemitismus und Verschwörungstheorien	6
Wie auf Verschwörungserzählungen reagieren?	8
Als „asozial“ Verfolgte und Ermordete im NS	9
Veranstaltung 100. Geburtstag Sophie Scholl	11
Hans-Hirschfeld-Platz an der Uni Ulm	12
Neue DZOK-Webseite	13
Digitale landesweite Lehrerfortbildung	14
„language matters“ - Digitale Workshops	15
Vorstandswahlen: Die Kandidat*innen	16
Nachruf auf Gabriela Turant	18
Zur Erinnerung an Elsie Hirsch	19
Zum Tod von Walter Hetzel	20
Neues in Kürze	21
Neue Bücher	25
Impressum	29
Veröffentlichungen des DZOK	30
DZOK-Programm Sommer/Herbst	31
Fördernde dieser Nummer	32
Beitrittserklärung	32

Titelbild: Nahaufnahme der Stele zur Erinnerung an die Weiße Rose auf dem Ulmer Münsterplatz, vor dem ehemaligen Wohnhaus der Familie Scholl. Blick durch die stilisierte Rose, Foto: Christian Schulz

Charakteristika – Geschichte – Gefahren

Verschörungstheorien haben eine lange Geschichte und waren in der Vergangenheit wesentlich populärer und einflussreicher als heute. Aber auch heute noch muss man sie ernstnehmen. Nicht alle Verschörungstheorien sind problematisch, aber manche können gefährlich werden.

Michael Butter

Verschörungstheorien behaupten, dass eine im Geheimen operierende Gruppe, die Verschwörer, die Geschehnisse orchestriert, um so einen perfiden Plan in die Tat umzusetzen. Verschörungstheorien gehen davon aus, dass erstens nichts durch Zufall geschieht, zweitens nichts so ist, wie es scheint, und drittens alles miteinander verbunden ist. Verschörungstheorien zeichnen sich also durch eine Überbetonung von menschlicher Handlungsfähigkeit aus und unterschätzen nicht beabsichtigte und systemische Effekte. Deshalb erzählen Verschörungstheoretiker*innen Geschichte auch immer von hinten. Sie fragen: „Cui bono? Wem nützt das?“ und identifizieren so die vermeintlich Verantwortlichen. Denn in einer Welt ohne Zufall ist es unvorstellbar, dass Menschen von etwas profitieren, wofür sie nicht ursächlich verantwortlich sind. Sind die Schuldigen identifiziert, beginnen die Verschörungstheoretiker*innen mit der Beweisführung. Dabei wird alles passend gemacht, was sich irgendwie in die Indizienkette einfügen lässt; alles andere wird ignoriert. Das Ergebnis steht ohnehin schon vorher fest: Die Schuld der bereits als Verschwörer*innen identifizierten wird im Zirkelschluss bestätigt.

Da sie die Welt fundamental falsch verstehen, stimmen Verschörungstheorien in aller Regel nicht. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass es keine Verschörungen gibt. Diese sind in der Vergangenheit immer wieder vorgekommen und werden sich auch in Zukunft nicht vermeiden lassen. Doch reale Verschörungen – von der Ermordung Julius Cäsars bis zur Vergiftung des russischen Oppositionellen Nawalny – unterscheiden sich deutlich von den imaginären der Verschörungstheoretiker*innen.



Der Ulmer Ableger der Querdenken-Bewegung war am 7. November 2020 in Leipzig auf einer Demonstration mit mehreren Plakaten vertreten. Foto: Grischa Stanjek/democ.

Sie sind räumlich und zeitlich begrenzt und umfassen meist nur eine sehr kleine Zahl an Mitwissern. Verschörungstheorien dagegen verstehen Geschichte als eine Abfolge von Komplotten. Sie handeln oft von hunderten oder tausenden von Verschwörer*innen, denen sie die Fähigkeit zuschreiben, über Jahre, manchmal sogar über Jahrzehnte hinweg den Lauf der Dinge zu bestimmen. Die Erfahrung realer Verschörungen aber zeigt, dass Geschichte mittel- oder gar langfristig nicht planbar ist. Die Mörder Julius Cäsars wollten die Staatsform der Republik bewahren, die sie zurecht durch Cäsars Machtstreben gefährdet sahen. Doch nach dem Bürgerkrieg, der folgte, machte sich Octavian zum Kaiser.

Anders als reale Verschörungen sind Verschörungstheorien keine anthropologische Konstante; es gab sie nicht zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften. Vielmehr geht die Forschung derzeit davon aus, dass die Denkfigur der Verschörungstheorie in Europa zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit entstand und von dort in alle Welt „exportiert“ wurde, sodass man Verschörungstheorien heute in Asien und der arabischen Welt ebenso begegnet wie in Afrika und Südamerika. Es hat sicher immer und überall Menschen gegeben, die anderen unterstellten, sich gegen sie verbündet zu haben, doch mit den Szenarien, um die es gemeinhin in Verschörungstheorien geht, haben solche Verdächtigungen wenig gemein. Damit Verschörungstheorien zirkulieren können, müssen bestimmte mediale Bedin-

gungen zur Vielfältigkeit und Verbreitung erfüllt und zumindest eine lesende Öffentlichkeit vorhanden sein. Das war in den Stadtstaaten des antiken Griechenlands und im alten Rom der Fall, weshalb man dort Verschörungsszenarien findet, die den modernen sehr ähnlich sind. Durchgehend sind diese Bedingungen aber erst seit der Frühen Neuzeit und der Erfindung des Buchdrucks gegeben.

Verschörungstheorien hatten bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts einen vollkommen anderen Status als in der Gegenwart. Sie waren, um die Begrifflichkeit der Wissenssoziologie zu bemühen, legitimes bzw. orthodoxes Wissen und als solches fest im gesellschaftlichen Mainstream verankert. Sie wurden von Eliten geglaubt und artikuliert und hatten entsprechend großen Einfluss auf politische und soziale Entwicklungen. So trug in den USA die Furcht vor einer Verschörung der britischen Krone signifikant zum Ausbruch der amerikanischen Revolution bei; in Europa waren über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg Verdächtigungen gegen Freimaurer, Sozialisten und Juden weit verbreitet. Diese Ideen kulminierten – mit fürchterlichen Folgen – im 20. Jahrhundert in der nationalsozialistischen Idee von der „jüdisch-bolschewistischen“ Weltverschörung.

Der Status von Verschörungstheorien änderte sich in den USA und weiten Teilen Europas erst nach dem Zweiten Weltkrieg grundlegend. Verschörungstheorien wurden im Verlauf weniger Jahre zu einer heterodoxen Wissensform, deren Prämissen in Politik und Wissenschaft

äußerst kritisch gesehen wurden und für die deshalb im Mainstream kein Platz mehr war. Sie wanderten an den Rand der Gesellschaft, wo sie seitdem als stigmatisiertes, von der Elite verpönte Wissen Gegen Diskurse speisen. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen stellte das „Einsickern“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse in den Alltagsdiskurs – die Einsicht, dass Menschen sich ihrer Absichten gar nicht immer bewusst sind und dass sich Intentionen eben meist nicht einfach umsetzen lassen – die Grundannahmen des Verschwörungstheoretischen Denkens infrage. Zum anderen schärfte die Erfahrung des Holocaust das Bewusstsein für die mitunter große Gefährlichkeit von Verschwörungstheorien. Pointiert ausgedrückt: Fürchtete man sich vorher vor Verschwörungen, sorgte man sich nun um die Gefahr, die von Verschwörungstheorien ausging.

Diese Sorge ist nicht unbegründet, insbesondere in einer Zeit, in der Verschwörungstheorien durch das Internet und das Aufkommen popu-

listischer Bewegungen in manchen Teil- und Gegenöffentlichkeiten wieder eine Relegitimierung erfahren haben; außerhalb der westlichen Welt hatten sie diesen Status ohnehin nie verloren. Nicht alle Verschwörungstheorien sind gefährlich und bei weitem nicht alle Menschen, die an sie glauben. Doch insbesondere Verschwörungstheorien, die sich gegen vulnerable und ohnehin schon stigmatisierte Gruppen richten, können äußerst problematische Konsequenzen haben. Wie der Holocaust, aber auch die Attentate von Halle und Christchurch zeigen, können Verschwörungstheorien Gewalt legitimieren. Wer sich als Opfer eines globalen Komplotts sieht, kann sich berufen fühlen, zur Waffe zu greifen. Medizinische Verschwörungstheorien sind zudem gefährlich, weil sie dazu führen können, dass man sich und andere unabsichtlich gefährdet. Wer denkt, dass das Coronavirus nicht existiert oder harmlos ist, hält Abstands- und Hygieneregeln weniger streng ein oder verletzt sie bewusst als Akt von

zivilem Ungehorsam. Und Verschwörungstheorien können das Vertrauen in demokratische Prozesse und Institutionen nachhaltig beschädigen. Wer glaubt, dass die Regierenden oder andere Mächtige gegen das Volk intrigieren, protestiert gegen die vermeintlich diktatorischen Kontaktbeschränkungen oder akzeptiert das Ergebnis freier Wahlen nicht und versucht, wie am 6. Januar 2021 in den USA geschehen, dessen Ratifizierung mit Gewalt zu verhindern. So weit sind wir in Deutschland glücklicherweise noch lange nicht; damit dies so bleibt, gilt es, Verschwörungstheorien entschlossen entgegenzutreten.

INFO

Michael Butter ist Professor für Amerikanistik an der Universität Tübingen. Er ist Autor von „Nichts ist, wie es scheint: Über Verschwörungstheorien“ (Berlin 2018) und leitet ein vom Europäischen Forschungsrat gefördertes Projekt zum Zusammenhang von Populismus und Verschwörungstheorien.

Antisemitismus, Geschichtsrevisionismus und Gedenkstättenarbeit in Pandemie-Zeiten

Corona-Diktatur?

Mittlerweile befinden wir uns im zweiten Jahr der Corona-Pandemie und damit auch im zweiten Jahr der Schutzmaßnahmen zu ihrer Eindämmung. Diese gehen mit Einschränkungen wichtiger Grundrechte einher, was manche Zeitgenossen veranlasst, sich in einer „Corona-Diktatur“ zu wähnen. Dem müssen die Gedenkstätten entgegentreten.

Jens-Christian Wagner

Verschwörungsideolog*innen, Impfgegner*innen, Esoterik-Anhänger*innen, rechtsgerichtete katholische Kleriker und auch einige Linke raunen von einer Verschwörung einer Clique aus WHO, Bill Gates und liberalen Politiker*innen, die angeblich eine weltweite Gesundheitsdiktatur errichten wollen. Zugleich inszenieren sich die Protagonist*innen der Proteste als „Widerständler“ und verhöhnern die Opfer des Nationalsozialismus, indem sie die Corona-Schutzmaßnahmen mit der Verfolgungs- und Mordpolitik der Nationalsozialisten gleichsetzen.

Die Szene der Pandemie-leugner*innen ist sehr heterogen. Ihr ideologischer Kitt ist die Neigung, sich angesichts komplizierter und bedrohlicher Lagen in simple Verschwörungslegenden zu flüchten, so abstrus diese auch sein mögen. Das Ganze kommt aber nicht plötzlich, sondern knüpft nahtlos an alte Ideologien an. „Der Jude“ braucht gar nicht explizit genannt zu werden: Der Mythos, Bill Gates strebe mittels Zwangsimpfungen und Chip-Implantaten die Weltherrschaft an, trägt alle Merkmale „klassischer“ antisemitischer Propaganda, ohne dass der oder das Böse selbst Jude sein muss. Deshalb ist es kein Wunder, dass extrem Rechte, u.a. sogenannte Reichsbürger, bei den sogenannten Corona-Demos ganz vorne dabei sind – und es ist umso abstoßender, wenn diese Leute sich mit Davidsternen oder Bildern von Anne Frank kennzeichnen und suggerieren, sie seien die Verfolgten von heute. Es handelt sich also um alten Wein in neuen Schläuchen. Das macht die Verschwörungsmymen und die Proteste aber nicht weniger gefährlich – im Gegenteil, aus vier Gründen:

- Erstens zeigt uns die Geschichte, wie schnell kollektive Wahnvorstellungen zu Ausgrenzung, Verfolgung und Massenmord führen können. In den 1920er Jahren war das völkisch-nationalistische Milieu in Deutschland überzeugt davon, dass „die Juden“ Deutschland in die Kriegsniederlage geführt hatten („Dolchstoßlegende“) und die Weltherrschaft anstrebten. Die erfundenen „Protokolle der Weisen von Zion“, die das angeblich bewiesen, erreichten ein Millionenpublikum. Das Ende ist bekannt: Der Mord an Millionen Juden, Sinti und Roma sowie Kranken und ein im Zweiten Weltkrieg von der Wehrmacht verwüstetes Europa.
- Zweitens erreichen solche Legenden ihr Publikum heute wegen der Digitalisierung der Kommunikation deutlich schneller und breiter als noch vor zehn Jahren. Je kruder eine Legende, desto „viraler“ geht sie in den sozialen Netzwerken ab und führt dazu, dass Nutzer*innen innerhalb kürzester Zeit in ihren Filterblasen den Kontakt zur Realität verlieren und sich radikalieren. Das wissen sich die Strategen in neurechten Onlineportalen, in rechtsextremen Zirkeln

und in der AfD zunutze zu machen.

- Drittens trägt es zur scheinbaren Legitimität und Plausibilität von Verschwörungsideologien bei, wenn sie aus den Parlamenten heraus verkündet werden, wenn auch bisweilen nur verklausuliert oder in abgeschwächter Form. Die AfD trägt ganz maßgeblich zur Popularität der Pandemieleugner*innen und ihrer Verschwörungslegenden bei – und zugleich versucht sie, die Proteste für sich zu vereinnahmen.

- Viertens geben die Proteste und Verschwörungslegenden der Wissenschaftsfeindlichkeit Auftrieb, die schon immer in modernisierungsfeindlichen rechten und fundamentalistischen Ideologien tief verankert war. Der Virologe Christian Drosten ist zur Lieblingszielscheibe der Corona-Protestler geworden – so wie Historiker*innen von Holocaustleugner*innen angegriffen werden, die behaupten, Auschwitz sei eine Lüge. Die breiten Angriffe gegen Virolog*innen, die angeblich eine Gesundheitsdiktatur in Deutschland errichtet haben und die teilweise – man denke an den Hannoveraner Mathematik-Professor Stefan Homburg – von Personen vorgetragen werden, die selbst Wissenschaftler sind, tragen dazu bei, dass die Wissenschaft insgesamt in den Augen vieler Zeitgenoss*innen delegitimiert wird. Das wiederum befördert die Ausbreitung und Radikalisierung von Verschwörungslegenden und stärkt den Geschichtsrevisionismus.

Es scheint fast einen Überbietungswettbewerb in Geschmacklosigkeiten und Verhöhnung der NS-Opfer zu geben: Der Kreisverband Salzgitter der AfD etwa postete Anfang Dezember 2020 eine Fotomontage des Lagertors des KZ Sachsenhausen. Statt der Parole „Arbeit macht frei“ hieß es „Impfung macht frei“. Kurz zuvor sorgte „Jana aus Kassel“ bundesweit für Aufmerksamkeit, weil sie ihren Protest gegen die Corona-Schutzmaßnahmen mit dem Widerstand von Sophie Scholl gegen die nationalsozialistische Diktatur gleichsetzte. Die junge Frau verhöhnte und instrumentalisierte damit nicht nur die NS-Opfer, sondern leistete dem Geschichtsrevisionismus, der die NS-Verbrechen kleinredet oder umdeutet, Vorschub. Damit steht sie nicht allein. Etwa zeitgleich behauptete eine Elfjährige auf einer „Querdenker-Demonstration“ in Karlsruhe, eingeflüstert wohl von ihren Eltern, sie lebe ähnlich eingeschränkt wie Anne Frank im Versteck in Amsterdam. Die AfD und diverse „Querdenker“ wiederum bezeichneten das Mitte November 2020 vom Bundestag verabschiedete Infekti-



Ein Teilnehmer der Querdenken-Demo am 9. Mai 2020 in Ulm mit einem geschichtsrevisionistischen Plakat auf dem Rücken, Foto: Rechte Umtriebe Ulm

onsschutzgesetz mit explizitem Verweis auf die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 als „Ermächtigungsgesetz“, und in Weimar legten im Februar 2021 Pandemieleugner an einem Denkmal für die Opfer des KZ Buchenwald einen Kranz für die „Opfer der sich totalisierenden Diktatur“ nieder.

Letztlich sind dies alles klassische Fälle von Schuldumkehr. Mit der Behauptung, wir lebten in einer Corona-Diktatur (meistens wird noch im gleichen Atemzug die angebliche „Cancel-Culture“ gegeißelt), wird der Nationalsozialismus weichgewaschen und zugleich die Demokratie verunglimpft – eine Win-win-Situation für Geschichtsrevisionisten.

Dieser Schuldumkehr müssen die Gedenkstätten – wie insgesamt die politische Bildung – eine differenzierte und sorgsam nach allen Regeln der Quellenkritik urteilende Auseinandersetzung mit der Geschichte entgegensetzen. Das gilt auch für den kritischen Blick auf Esoteriker*innen und Anthroposoph*innen, die einen gemeinsamen Nenner mit der Neuen Rechten haben: Beide stellen der Moderne eine angeblich historisch gewachsene „natürliche Ordnung“ entgegen, die von den westlich geprägten Ideen einer rationalen und liberalen Aufklärung bedroht werde. Hier gibt es strukturelle Ähnlichkeiten und Anschlussmöglichkeiten an Verschwörungserzählungen. Mal sind diese Legenden plump, mal geben sie sich einen vermeintlich wissenschaftlichen und progressiven antikapitalistischen Anstrich. Es wird dann nicht gegen die kapitalistische „jüdische Plutokratie“ gehetzt wie zu Zeiten des Nationalsozialismus, sondern gegen die „Globalisten“. Gemeint ist aber dasselbe – die jüdische Weltverschwörung. Ähnlich antisemitisch aufgeladene Chiffren sind die Begriffe „New World Order“ oder „Ostküste“ (gemeint ist die angeblich jüdisch dominierte

politische Kultur in den Ostküstenstaaten der USA).

Am deutlichsten antisemitisch ist die QAnon-Verschwörungslegende, nach der Hillary Clinton zusammen mit Satanisten und Vertretern des angeblichen „Deep State“ Kinder in unterirdischen Verliesen gefangen hält, sie foltert und ihr Blut trinkt. Angeblich, so die deutschen QAnon-Anhänger*innen, gehört auch Angela Merkel zu diesem finsternen Satanistenzirkel. Deshalb habe sie ihre Wohnung auch zwischen Kanzleramt und Pergamonaltar bezogen, der der Altar des Satans sei. Im Grunde ist die QAnon-Erzählung nichts anderes als die alte Legende vom jüdischen Ritualmord. Danach töteten Juden zum Pessachfest christliche Kinder, um deren Blut zu magischen oder medizinischen Zwecken zu trinken. Solchen Mythen müssen die Gedenkstätten mit aller Klarheit entgegen treten – immer wissenschaftlich begründet und quellenkritisch aus der Geschichte heraus in die Gegenwart argumentierend. Noch sind die globalen wirtschaftlichen Folgen der Corona-Pandemie gar nicht voll durchgeschlagen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sich das merkwürdige Gebräu, das derzeit unter dem Label „Corona-Kritiker“ unterwegs ist, dann weiter radikalisiert und Anhänger*innen auch unter denen findet, die wirtschaftliche Opfer der Pandemie geworden sind. Dagegen helfen Wachsamkeit, politische Bildung und historisches Bewusstsein.

INFO

Prof. Dr. Jens-Christian Wagner ist seit Oktober 2020 Direktor der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora und Professor für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit an der Universität Jena. Zuvor leitete er die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten. Er ist Autor bzw. Kurator zahlreicher Publikationen und Ausstellungen.

Antisemitismus und Verschwörungstheorien

Coronabedingt fand der diesjährige Stiftungsjahrestag in Form eines Online-Vortrags mit anschließendem Gespräch mit Dr. Karamba Diaby statt. Der Hallensische SPD-Politiker und Abgeordnete des Deutschen Bundestags analysierte in seinem Vortrag die Zusammenhänge zwischen rechts-extremer Gewalt, der Verbreitung von Verschwörungsideologien und dem erstarkenden Antisemitismus. Nach der Veranstaltung interviewten ihn

Annette Lein und Mareike Wacha

Sehr geehrter Herr Diaby, welche Themenfelder beschäftigen Sie im Rahmen Ihres politischen Mandats aktuell am meisten?

Gegenwärtig dominiert die Bewältigung der Corona-Pandemie und ihrer Folgen meine parlamentarische Arbeit und meine Tätigkeiten im Wahlkreis. Eigentlich bin ich Bildungs- und Forschungspolitiker und in Halle über mein zentral gelegenes Bürgerbüro im Kontakt mit ganz vielen Menschen, besuche Vereine, Unternehmen und Initiativen und organisiere Veranstaltungen zu aktuellen Themen. Seit dem vergangenen Frühjahr hat sich das entscheidend verändert. Mein Team und ich arbeiten überwiegend aus dem Home-Office heraus. Meine Sprechstunden für Bürgerinnen und Bürger sind zu Telefonsprechstunden geworden, die sehr gut nachgefragt werden. Ich bleibe weiterhin mit vielen Unternehmen in Kontakt und informiere über die Wirtschaftshilfen in der Pandemie. Auf meiner Homepage findet sich eine Übersicht zu Lieferdiensten von Gastronomiebetrieben, die derzeit geschlossen sind.

Verschwörungsideologien sind in jüngster Zeit deutlich sichtbarer geworden. Antisemitismus ist ein fester Bestandteil davon. Warum ist das so?

Immer dann, wenn Menschen nach vermeintlicher Ordnung in Krisen und unüberschaubaren Situationen suchen, sind Vereinfachungen und Klischees schnell bei der Hand. In der Vergangenheit waren dabei antisemitische Ressentiments dominant. Vom Motiv des vergifteten Brunnens bis zur Vorstellung einer weltweit im



Karamba Diaby, Foto: Stefan Busse

Hintergrund agierenden Elite, die das Zusammenleben nach ihren Vorstellungen neu formen will: Immer wieder bauten solche Erzählweisen auf Hörensagen, Unterstellung, bössartigen Gerüchten.

Teilweise beobachten wir auch heute, dass mehr als 75 Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft jüdisches Leben in Deutschland des besonderen Schutzes durch uns alle bedarf. Das sage ich nicht nur vor dem Hintergrund des Terroranschlags von Halle.

Ich begrüße daher zivilgesellschaftliches Engagement wie das der „Koalition gegen Antisemitismus“ in Halle. Ich bin dort selbst Mitglied und weiß, dass lokale Initiativen einen enormen Beitrag zur politischen Bildung leisten können, indem sie antisemitische Ressentiments sichtbar machen, aufklären und uns handlungsfähig werden lassen. Denn der beste Nährboden für Antisemitismus ist Unwissenheit über die vielfältigen Gestalten, die er annehmen kann.

Das sage ich auch als Bildungspolitiker, der seit Jahren beobachtet, wie sich Geschichtsrevisionismus und die Relativierung nationalsozialistischer Verbrechen mit der wachsenden Anfälligkeit für antisemitische Klischees, für Rassismus und menschenfeindliche Ansichten in Teilen der Bevölkerung verbindet. Es gibt leider eine Partei im Bundestag, die diesen Entwicklungen immer wieder Vorschub leistet.

Deshalb ist es gut, dass die Große Koalition jetzt den Kabinettsausschuss

zur Bekämpfung von Rechtsextremismus und Rassismus auf den Weg gebracht hat. Zusammen mit Olaf Scholz, Franziska Giffey und vielen anderen SPD-Politiker*innen war auch ich daran beteiligt, dass dort 89 Maßnahmen beschlossen worden sind. Wir werden in den nächsten Jahren u. a. eine Milliarde Euro in die Demokratieförderung investieren. Denn: Wir brauchen keine Spaltung in unserer Gesellschaft, sondern mehr Zusammenhalt.

Während der Covid19-Pandemie kam es zu Protestbewegungen von Kritiker*innen der Maßnahmen und Corona-Leugner*innen. Auf verschiedene Demonstrationen kamen teilweise mehrere 10.000 Menschen, die gemeinsam mit Akteur*innen der extremen Rechten aufmarschierten. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Zunächst einmal: Es ist ein Vorzug unserer Demokratie und unseres Rechtsstaates, selbst unter Pandemiebedingungen auf die Straße gehen, die eigene Meinung artikulieren und für eigene Überzeugungen eintreten zu können. Dennoch beunruhigt mich, dass viele Menschen sehr unbedarft an Demonstrationen teilnehmen, bei der sich auch ganz offen Neonazis und Reichsbürger*innen mit teilweise unverhohlener Symbolik beteiligen. Die Teilnehmer*innen kommen dabei aus ganz unterschiedlichen Milieus und nehmen im politischen Spektrum ganz unterschiedliche Positionen ein, doch ihr zentrales Bindeglied ist oft Antisemitismus. Viele bemühen auf die eine oder andere Art und Weise das Narrativ einer Weltverschwörung. Diese Idee ist bereits im Ursprung antisemitisch und dennoch wird sie nicht von allen als solche erkannt. Eben dieses fehlende Verständnis, wie Antisemitismus funktioniert, kann als Moment der Radikalisierung missbraucht werden.

Der Vortrag war Auftakt der Veranstaltungsreihe „Verschwörungserzählungen als Gefährdung der Demokratie“, die das DZOK gemeinsam mit der vh Ulm, dem Haus der Begegnung und dem Haus der Stadtgeschichte von Februar bis Juli im Rahmen des Projektjahres „75 Jahre Demokratie in Ulm“ der Stadt Ulm durchführt.



Gegenprotest auf dem Ulmer Münsterplatz gegen die Querdenken-Demo am 9. Mai 2020, Foto: Kollektiv.26

Hinzu kommt, dass durch die Pandemie der Frust und die Bildschirmzeit von vielen Menschen gestiegen sind. Im Internet haben die meisten den ersten Kontakt mit Verschwörungstheorien und können direkt Kontakt zu Gleichgesinnten aufnehmen. Die Radikalisierung beginnt also oft allein vor dem PC oder Smartphone, bevor sie sich in der Öffentlichkeit zeigt.

Sie sagten in Ihrem Vortrag, dass wir eine demokratische Auseinandersetzung brauchen und Sie auch bereit sind mit Menschen zu sprechen, die verschwörungsideologische Ansichten haben. Wann sind für Sie Grenzen überschritten? Und was können wir konkret tun, um gegen Rechtsextremismus und Verschwörungsideologien vorzugehen?

In den von mir angesprochenen Telefonsprechstunden hatte ich im

vergangenen Jahr einige Gespräche, die nicht immer ganz einfach waren. Manchmal sind die Leute laut geworden, manchmal habe ich auch deutlich formulieren müssen, dass wir nur sachlich sinnvoll miteinander sprechen können.

Um keine Missverständnisse auszulösen: Mein Mailfach und die Anrufe in meinen Büros repräsentieren die Stimmung in der Bevölkerung sicher nicht in ganzer Breite, ergeben aber schon ein ganz gutes Gesamtbild. Neben Kritik an den Corona-Maßnahmen melden sich derzeit aber auch viele Bürger*innen, die einen harten Lockdown fordern, um das Infektionsgeschehen einzudämmen. Doch auch wenn es bisher noch eine Minderheit ist, die Verschwörungsideologien vertritt, müssen wir diesen Menschen umso aktiver entgegenreten. Wir brauchen eine starke Zivilgesellschaft und einen aktiven Dis-

kurs. Das heißt, ich muss bereit sein, mich auch mit Menschen auseinanderzusetzen, die verschwörungsideologische Ansichten vertreten. Das ist nicht leicht, aber notwendig, um Menschen nicht an Extremist*innen zu verlieren. Dabei steht für mich außer Frage, dass es sachlich bleiben muss. Ich bin aber auch der Überzeugung, dass wir mehr politische Bildung brauchen, damit Bürger*innen antisemitische Ressentiments nicht übernehmen, sondern sie von selbst entlarven können. In Anbetracht des Faktors von Sozialen Medien zur Verbreitung von Verschwörungsideologien denke ich, dass auch mehr Medienkompetenz vermittelt werden muss. Denn gerade dort verbreiten sich falsche Informationen und antisemitische und rassistische Äußerungen rasant. Die kontinuierliche Konfrontation mit antisemitischer und rassistischer Rhetorik trägt nachhaltig dazu bei, dass Ressentiments normalisiert werden.

INFO

Dr. Karamba Diaby ist 1961 in Marsassoum (Senegal) geboren. Er studierte u. a. an der Universität Dakar und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er ist promovierter Chemiker und Geoökologe. Von 2009 bis 2012 war er Vorsitzender des Bundeszuwanderungs- und Integrationsrates. Er ist u. a. Mitglied im Bündnis „Halle gegen Rechts – Bündnis für Zivilcourage“, in der Arbeiterwohlfahrt, der IG Bergbau, Chemie, Energie und im Landesheimatbund Sachsen-Anhalt. Für die SPD sitzt er seit 2013 im Bundestag.

Die Reihe im Überblick

In einer gemeinsamen Reihe im Frühjahr 2021 beschäftigen sich DZOK, Haus der Begegnung, Haus der Stadtgeschichte und vh Ulm mit einem gerade brandaktuellen Thema, das zugleich eine lange Geschichte hat: Verschwörungstheorien. Dabei steht die Frage nach ihrer Bedeutung für die Demokratie im Mittelpunkt des Interesses.

Bereits in ihrer Einführung zum Vortrag von Karamba Diaby wies Nicola Wenge auf die weit zurückreichende Tradition antisemitischer Verschwörungserzählungen hin. Diaby, Mitglied des Deutschen Bundestages, ist bereits viele Jahre im Kampf gegen rechts engagiert und beschäftigt sich daher auch mit dem Thema Antisemitismus. Ein Angriff auf die nur wenige Meter von seinem Bürgerbüro in Halle gelegene Synagoge bestärkte ihn in seiner Haltung. Dies machte er in seinem Vortrag deutlich, der, auch wegen der vielen Nachfragen der zahlreichen Zuhörenden, viele Themen behandelte. Zum Abschluss der Veranstaltung plädierte er für die Stärkung der politischen Bildung für alle Altersgruppen als Mittel gegen Antisemitismus und Verschwörungstheorien.

Für einen differenzierten Blick warb Michael Butter, Lehrstuhlinhaber für Amerikanistik an der Universität Tübingen und einer der führenden Experten in Deutschland zum Thema der Reihe. „Nicht

alle Verschwörungsmymen sind eine Gefahr für die Demokratie“, erwiderte Butter auf die Eingangsfrage von Markus Stadtrecher, der ihn für die Ulmer Volkshochschule eingeladen hatte. Sehr wohl aber können Verschwörungstheorien in Bezug auf die Corona-Pandemie eine Gefahr darstellen, so Butter weiter. Er wolle die Lage jedoch nicht dramatisieren und wies darauf hin, dass die sog. Querdenker zwar eine lautstarke, aber doch eine kleine Minderheit sind, die zudem extrem heterogene Ziele verfolgt.

Die Teilnehmenden des Online-Workshops „Was sage ich, wenn mein Nachbar Verschwörungstheorien vertritt?“ konnten unter Leitung von Hans-Ulrich Probst (Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen der württembergischen Landeskirche) praktisch üben, wie man Verschwörungsideologien im Alltag begegnen kann.

Den Abschluss der Reihe bildet der Kinderworkshop „Harry Potter, Rita Kimmkorn und die Fake News“ am 24. Juli. Die Workshopleiter*innen Stefanie Lorenz und Dominik Rehermann erkunden mit den Kindern, wie es in Zeiten von Fake News um Pressefreiheit und Demokratie bestellt ist und wie gefährlich die Verbreitung falscher Behauptungen sein kann. Im Anschluss gibt es die Möglichkeit einer Eltern-Kind-Führung in der KZ-Gedenkstätte. (Markus Stadtrecher)

Wie auf Verschwörungserzählungen reagieren?

Die Corona-Pandemie als großer Fake, inszeniert von Bill Gates, um die Weltbevölkerung zu unterjochen? Verschwörungserzählungen werden häufig als Geschwurbel abgetan. Im privaten oder beruflichen Umfeld gilt es jedoch auf die Verbreitung zu reagieren. Die einfache Lösung dafür gibt es nicht.

Hans-Ulrich Probst

Es ist in Gesprächen sinnvoll, sich für den Umgang mit Verschwörungserzählungen die verschiedenen psychologischen Motive für den Glauben an Verschwörungserzählungen bewusst zu machen. Es ist nicht einfach die bewusste Desinformation durch Fake News, die den Boden für Verschwörungserzählungen bereitet. Verschwörungserzählungen bearbeiten Ängste, sie machen die Welt (wieder) verständlich und werten die Gruppe der Verschwörungsgläubigen auf. Verschwörungserzählungen wirken damit auch identitätsstiftend. Die Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen bei der Evangelischen Landeskirche in Württemberg bietet einerseits Beratungen und Gesprächsmöglichkeiten für Personen, die an Verschwörungserzählungen glauben, und deren Angehörige an. Andererseits führen wir Fortbildungen und öffentliche Bildungsveranstaltungen zum Umgang mit Verschwörungsglauben durch. Unser Ziel für Beratungen und Fortbildungen ist es, im Gespräch mit Menschen zu bleiben und den Kontakt nicht zu verlieren. Gleichzeitig sind wir mit Blick auf Verschwörungsglauben herausgefordert, auf Anschuldigungen auch mit Deutlichkeit und Grenzen zu reagieren. Wichtig ist zu betonen: Es gibt für Gespräche mit Verschwörungsgläubigen keine Patentlösungen, son-



Hans-Ulrich Probst, Foto: privat

dern je individuell zu betrachtende Gesprächssituationen.

Das Gespräch mit Menschen, die an Verschwörungserzählungen glauben, ist häufig herausfordernd und anstrengend. Im Vergleich zu politischen Debatten bringt es weniger, mit Wissen oder gar wissenschaftlichen Studien überzeugen zu wollen. Verschwörungserzählungen stellen eine bewusste Negierung rationaler Argumentationsweisen dar; sie sind hyperrational und können demnach auch nicht rational dekonstruiert werden. Fiktive Projektionen über geheime Kräfte hinter der Pandemie lassen sich nicht ohne Weiteres durch einen Faktencheck auflösen. Weder der vorschnelle Vorwurf: „Du glaubst doch an Verschwörungserzählungen!“ noch der Versuch der wissenschaftlich fundierten Entkräftung, sind hilfreiche Wege, um Menschen im Verschwörungsglauben zu erreichen. Häufig löst der konfrontative Angriff das Gegenteil aus. Menschen ziehen sich zurück und fühlen sich durch die Konfrontation noch stärker in ihrer Position bestätigt.

Anstelle der wissenschaftlich-rationalen Entgegnung mit einer Statistik ist es meist sinnvoller von individuellen Erfahrungen zu berichten: „Ich kenne Personen, die schwer an Corona erkrankt sind.“ Die Interventionstechnik, mit der dem Gegenüber Fragen gestellt werden, um auf einen inneren logischen Fehler einer Verschwörungserzählung hinzuweisen, kann eine sinnvollere Umgangsweise sein. Durch

Fragen, mit denen Nachdenken und Reflexion des Verschwörungsgläubigen aktiviert werden, kann eine selbst erkannte Distanzierung in Gang gesetzt werden: „Wie gelingt es Bill Gates, alle Menschen durch Impfungen zu kontrollieren?“ Gezielte Nachfragen, die zur Selbsterkenntnis verhelfen, sollen die Vereindeutigung von Welt, wie sie Verschwörungserzählungen anbieten, in Frage zu stellen. Der Versuch, Gesprächspartner*innen auf logische Brüche zu stoßen, ist jedoch bei Personen mit fester Verschwörungsideologie nur selten erfolgversprechend. Verschwörungserzählungen kanalisieren und bearbeiten diffuse Ängste. Die Infragestellung von Verschwörungserzählungen sollte daher nicht in der argumentativen Diskussion liegen, sondern Gegenstand eines ruhigen Gesprächs sein. Hierbei gilt es auf das Gesprächssetting (Wo und in welcher Umgebung? Wann? Mit wie viel Zeit?) zu achten.

Mit Verschwörungsgläubigen dann im Gespräch zu sein, ist eine soziale, ja seelsorgerliche Aufgabe. Solche Gespräche sollten auch in einer freundlich-fragenden Grundhaltung verlaufen, ohne dabei die deutliche Entgegnung zu Menschenfeindlichkeit oder Antisemitismus zu vergessen: Dem Gegenüber sollte ein sicherer Raum zum Gespräch über eventuelle Ängste geboten werden. Menschen nicht zu pathologisieren oder als politisch abgedriftet zu beschreiben, ist dafür zentral. In den Gesprächen ist es vielmehr wichtig, die soziale Akzeptanz des Gegenübers im Blick zu behalten, um mit ihm im Kontakt zu bleiben. Der Abbruch von Beziehung bestätigt den Glauben an Verschwörungserzählungen. Deutlich sollte kommuniziert werden: „Die Beziehung mit dir ist mir wichtig. Ich will weiter mit dir im Gespräch bleiben.“ Dabei ist es

INFO

Hans-Ulrich Probst, Dipl. Theologe und B.A. Judaist, ist Referent für die Themen Populismus und Extremismus der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen. Er ist Mitglied der evangelischen Landessynode in Württemberg und seit 2008 eng mit der Arbeit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (u. a. ein jähriger Friedensdienst in Belarus) verbunden.

LITERATUR

Katharina Nocun, Pia Lamberty: *Fake Facts. Wie Verschwörungstheorien unser Denken bestimmen*, Köln 2020.

Bernhard Pörksen, Friedemann Schulz von Thun: *Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik*, Bonn 2020.

auch hilfreich, Gesprächsthemen zu wechseln und weg von Verschwörungserzählungen zu kommen. Zur fragenden und respektvollen Grundhaltung sollte die eigene deutliche inhaltliche Distanzierung gegenüber Verschwörungserzählungen treten: „Ich kann da nicht mitgehen, wenn gegenüber einer kleinen

Gruppe so viele Anschuldigungen getroffen werden.“ Häufig wird von Aussteigerinnen und Aussteigern aus der Verschwörungsszene berichtet: Das Schweigen zu Hass und Anfeindungen wurde als Legitimation begriffen, dass der eingeschlagene Weg nicht sonderlich falsch gewesen sein kann.

MEHR ZUM THEMA:

 <https://www.elk-wue.de/leben/gesellschaft/populismus-und-extremismus>

oder: www.elk-wue.de > [Leben](#) > [Gesellschaft](#) > [Populismus und Extremismus](#)

Zum 27. Januar 2021

Als „asozial“ Verfolgte und Ermordete im NS

Für den 27. Januar, den „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“, hatte in diesem Jahr der Ulmer/Neu-Ulmer Arbeitskreis die Erinnerung an die als „asozial“ Verfolgten und Ermordeten zum Thema gemacht. Der Historiker Oliver Gaida (HU Berlin) führte in das Thema ein und beleuchtete anhand lokaler Quellen auch die damalige Situation in Ulm. Hier die Zusammenfassung seines Vortrags.

Oliver Gaida

Erst 2019 erkannte der Deutsche Bundestag diejenigen, die als „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ verfolgt wurden, als Opfergruppen des Nationalsozialismus an. Dass es 75 Jahre dauerte, bevor es zu diesem Schritt kam, unterstreicht, wie wirkmächtig ihre Stigmatisierung lange blieb. Ihr Leid ist vielfach längst vergessen: Anstaltseinweisungen, Zwangsarbeit, Lagerhaft, Zwangssterilisation und Ermordung. Den Überlebenden blieb in der Regel eine Entschädigung verwehrt. Da nur noch wenige aus dieser Verfolgtengruppe leben, lässt sich diese Form der Anerkennung auch kaum mehr nachholen. Außerdem konnten nur sehr wenige je ihre Geschichte erzählen. Sie wurden schlicht nicht gehört. Sie sind in der Erinnerungskultur marginalisiert. Eine eigene Vertretung ihrer Verfolgtengruppe existierte nicht. Heute bedarf es einer umfangreichen Spurensuche, um ihre Schicksale sichtbar zu machen.

Die Nationalsozialisten setzten von Beginn ihrer Herrschaft an die ohnehin bestehende Ausgrenzung von Wohnungs- und Obdachlosen fort. Schon 1933 verhafteten Polizei und SA während der sogenannten Bettler-Razzien Tausende. Den Men-



Gregor Gog um 1933, Foto: Fritz-Hüser-Institut, Dortmund, Gei 26

schen, die bettelten, unterstellte der NS-Staat „arbeitscheu“ zu sein. Damit knüpften die Nationalsozialisten an traditionelle Repressionen an, so galt „Betteln“ schon lange vorher als Straftat – aber der NS-Staat radikalisierte die Verfolgung deutlich. Für die Nazis gehörten Personen, die vermeintlich nicht richtig arbeiteten, nicht zur „Volksgemeinschaft“ – sondern wurden als „asozial“ und „gemeinschaftsfremd“ angesehen. Wer dazu zählte, entschieden die Ämter vor Ort – vor allem Wohlfahrts-, Jugend- und Arbeitsämter – zusammen mit der Polizei und den nationalsozialistischen Massenorganisationen.

Die Verfolgung „Asozialer“ hing folglich von der Initiativbereitschaft der regionalen Behörden ab. Die Reichsebene konnte sich zum Beispiel auf die Fürsorger*innen der örtlichen Wohlfahrtsämter verlassen, die die Verfolgung vorantrieben. Sie wählten unliebsame Personen aus, die wohnungslos, lange erwerbslos oder anderweitig auf Unterstützung

angewiesen waren, um sie als „asozial“ zu stigmatisieren und auszuschließen. Dies geschah keineswegs heimlich. So schrieb das Ulmer Tagblatt am 9. Februar 1935 ganz offen, dass einem verheirateten Mann vorgeworfen wurde, Unterstützungsgelder vergeudet zu haben und dass er deshalb in Haft gekommen sei. Gemeint war Eugen Grüner, der 1907 geboren wurde und zuvor als Tapezierer gearbeitet sowie sich als Kommunist engagiert hatte. Er kam in das Konzentrationslager Heuberg. Später, im Jahr 1939, wurde er im KZ Mauthausen ermordet.

Schon in den frühen Jahren der NS-Herrschaft dienten Lager dazu, nicht nur politische Gegner einzusperren und zu foltern, sondern auch Personen, deren Verhalten als sozial abweichend angesehen wurde. Bei Gregor Gog, der ebenfalls im KZ Oberer Kuhberg inhaftiert war, verbanden sich diese beiden Vorwürfe, weil der als „König der Vagabunden“ bekannte Gog, Obdachlose und sozial Ausgegrenzte zu organisieren versuchte.

Die örtlichen Ulmer Behörden verlangten von Unterstützungsempfängern unentgeltlich zu arbeiten, um ihren Arbeitswillen zu prüfen – „Pflichtarbeit“ genannt. Wer mehrfach aus egal welchen Gründen nicht erschien, wurde kurzerhand in eine Arbeitszwangsanstalt eingewiesen. Die Stadt Ulm konnte das Arbeitshaus Vaihingen nutzen oder Betroffene direkt in die Anstalt Buttenhausen einweisen. Dorthin ließ die Ulmer Stadtverwaltung zum Beispiel den mit seiner Frau in Ulm lebenden Hilfsarbeiter Wilhelm Hummel, 1885 geboren, bringen, da er nicht zur „Pflichtarbeit“ erschienen war (StA Ulm B 432/5 Nr. 4). Der Zwangsaufenthalt in der Arbeitsanstalt konnte immer wieder verlängert werden. Hummel starb 1942 im KZ Dachau. Die Ulmer Behörden schlugen auch



In die im Schloss Buttenhausen eingerichtete „Beschäftigungs- und Bewahrungsanstalt“ wurden zwischen 1935 und 1945 hilfsbedürftige und sozial schwache Menschen aus weiten Teilen Württembergs zwangseingewiesen. Foto: Stadtarchiv Münsingen

Personen zur Zwangssterilisation vor, wenn sie sie als „unwert“ ansahen, sich fortzupflanzen. Denn im sozialrassistischen Verständnis der Nationalsozialisten galt „Arbeitsscheu“ und „Asozialität“ als vererbbar. Nachweislich trieben der Ulmer Bürgermeister Friedrich Foerster und der nationalsozialistische Ulmer Polizeidirektor Wilhelm Dreher die Gewalt voran. Er verkündete 1934, dass er „künftig sowohl gegen Betrunkene wie auch gegen Wirte“ vorgehen und sie sogar in Konzentrationslager bringen wolle. Ebenfalls betonte der für Polizei und Fürsorge zuständige Ulmer NSDAP-Beigeordnete Georg Schwäble 1935: „Im nationalsozialistischen Staat wird gegen asoziale Elemente mit harter Hand zugefasst“ (StA Ulm B 432/5 Nr. 4). Konkret hieß dies häufig, die Einweisung in die sogenannte Beschäftigungsanstalt Buttenhausen. Dies traf auch den Ulmer Albert Bernlöhr, 1912 geboren

und gelernter Schreiner, dem säumiger Unterhalt vorgeworfen wurde (StA Ulm B 432/5 Nr. 4). Er geriet damit ins Visier des NS-Verfolgungsapparats. Als Gestapo und Kriminalpolizei reichsweit „Asoziale“ verhafteten, verschleppten sie ihn in das KZ Buchenwald. Wie ihm erging es Tausenden in der „Aktion Arbeitsscheu Reich“ 1938. In den Kriegsjahren brachte die Kripo gemeinsam mit der Fürsorge zahlreiche Menschen als „Asoziale“ in Konzentrationslager, wo sie mit dem Schwarzen Winkel von der SS markiert, gequält und ermordet wurden. Unter ihnen befanden sich auch viele Frauen, denen zumeist Prostitution unterstellt wurde. Andere Frauen und Männer gerieten mit dem Vorwurf der „Asozialität“ in die Tötungsanstalten der „Euthanasie“. Das Morden endete 1945 – aber die Stigmatisierung als „asozial“ setzte sich für viele Überlebende fort.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Wolfgang Ayaß: „Asoziale“ im Nationalsozialismus. Stuttgart 1995.

Julia Hörath: „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938. Göttingen 2017.

Jens Kolata: Die nationalsozialistische Verfolgung von „Asozialen“ in Württemberg und Hohenzollern. Ein Überblick, in: Gedenkstätten-Rundschau Nr. 15 (2015), S. 22-26.

 https://www.gedenkstaettenverbund-gna.org/images/downloads/gedenkstaettenrundschau/gr_15_web0.pdf

Christa Schikorra: Kontinuitäten der Ausgrenzung. „Asoziale“ Häftlinge im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, Berlin 2001.

Gudrun Silberzahn-Jandt, Josef Naßl: „... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“. Gedenkbuch für die Ulmer Opfer von NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden, Ulm 2020.

INFO

Informationen und Quellenverweise zu Eugen Grüner in der Häftlingsdatenbank des DZOK:

 <https://dzok-ulm.de/dokumentationszentrum/haeftlingsdatenbank/>

INTERESSIERT AN EINER MITARBEIT?

Wir suchen fortlaufend neue Ehrenamtliche!

Wir sind immer auf der Suche nach Freiwilligen, die uns bei unseren vielfältigen Aufgaben unterstützen. In Abstimmung zu Ihren persönlichen Interessen und zeitlichen Ressourcen suchen wir gemeinsam eine passende Aufgabe. Es erwartet Sie ein engagiertes Team, eine offene Atmosphäre, ein kreatives Klima und viele neue Erfahrungen.

Melden Sie sich gerne zu einem Informationsgespräch bei uns unter: info@dzok-ulm.de oder 0731-21312.

Wir freuen uns auf Sie!

Mögliche Arbeitsfelder:

Gedenkstätte:

- Aufsichten und Rundgänge nach inhaltlicher Qualifizierung

Archiv:

- Unterstützung der Archivarbeit
- Transkriptionen von Quellen

Bibliothek:

- Erschließung neuer Bücher
- Datenbankpflege

Das DZOK lebt vom engagierten Einsatz vieler Ehrenamtlicher und zu einem großen Teil von Ihren Spenden.

Dafür Ihnen allen ein ganz herzliches Dankeschön!

Bitte lassen Sie mit Ihrer Unterstützung gerade jetzt nicht nach.

Spendenkonto:

IBAN:

DE02 6305 0000 0007 6490 62

SWIFT-BIC:

SOLADES1ULM

(Sparkasse Ulm)

Annäherung an Widersprüche

Der 100. Geburtstag von Sophie Scholl wurde in Ulm von zahlreichen Institutionen zum Anlass genommen, in verschiedenen Formaten auf Ziele und Wirken der Weißen Rose zurückzublicken. Einige Veranstaltungen, auch die des DZOK, wurden auf Sommer und Herbst verschoben. Die gemeinsam konzipierte Hauptveranstaltung am 9. Mai fand als Live-Stream statt. Hier einige Impressionen von einer dichten Veranstaltung.

Annette Lein und Karin Jasbar

Im Mittelpunkt der Matinée im Ulmer Theater stand die Erinnerung an Sophie Scholl. Dabei wurden auch Überhöhungen und Vereinnahmungen thematisiert sowie nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart gefragt. Der Vortrag der Biografin Barbara Beuys mit anschließender Podiumsrunde und einer szenischen Rahmung durch eine Schülerin und einen Schüler des Schollgymnasiums stieß auf großes Interesse.

Sophie Scholl wurde zwar nicht in Ulm geboren, sondern am 9. Mai 1921 in Forchtenberg. Doch lebte sie hier mit ihrer Familie seit 1932 bis zum Beginn ihres Studiums im Mai 1942 und wurde in Ulm in ihrer politischen Entwicklung geprägt. Nach der Hinrichtung von Hans und Sophie Scholl als „Hochverräter“ im Februar 1943 in München wurde die Familie einer nazistischen Diffamierungskampagne ausgesetzt, mit „Sippenhaft“ belegt und erlebte in Ulm weitgehende Ablehnung, die auch nach 1945 noch massiv nachwirkte – obwohl sich die älteste Schwester der Scholls, Inge Aicher-Scholl, schon rasch nach Kriegsende intensiv um die positive Darstellung ihrer Geschwister und deren Ideen für die Entstehung einer freiheitlichen Demokratie bemüht hatte. Und damit freilich auch die Grundlage legte für den „Mythos“ Scholl, hinter dem der Einsatz der übrigen Mitglieder der Weißen Rose immer blasser wurde.

Als Barbara Beuys 2010 die erste umfassende Biografie von Sophie Scholl auf der Basis von erstmals zugänglichen Quellen veröffentlichte, entstand ein vielschichtigeres Bild der Heranwachsenden. Zur zentralen

Ulmer Gedenkveranstaltung wurde diese Historikerin eingeladen, um über die wichtigsten Spannungspunkte im Leben von Sophie Scholl zu sprechen und zugleich ihre Persönlichkeit zu würdigen.

Barbara Beuys verwies in ihrem Vortrag auf die vordergründig widersprüchlich erscheinende Entwicklung von Sophie Scholl, die früh dem BdM beitrat, 1934 an Hitlers Geburtstag mit den anderen Jungmädeln gelobte, „stark und stolz zu werden“ und „gerade und trotzig zu sein“ und eine energische und kompromisslose Scharführerin wurde. Einerseits war Sophie fasziniert von den Schlagworten „Freiheit“ und „Sozialismus“, die von der Nazi-Propaganda missbraucht wurden um Jugendliche zu gewinnen, andererseits lebte sie einen persönlichen Stil, der anders war als das NS-Ideal der „deutschen Frau“. Sie war es in der Familie gewohnt, dass Widersprüche und Konflikte diskutiert und vor allem ausgehalten werden konnten – und dass man seine Meinung ändern kann. Die Abkehr von den HJ-Idealen kam nicht mit einem plötzlichen Bekehrungserlebnis, sondern schleichend. In einem Brief an ihren Freund Fritz Hartnagel schrieb Sophie am 5. September 1939, einige Tage nach Kriegsbeginn: „Ich kann es nicht begreifen, dass nun dauernd Menschenleben in Gefahr gebracht werden von anderen Menschen.“ Und sie fügte für den Wehrmachtsoffizier hinzu: „Sag nicht, es ist für's Vaterland!“ In einem späteren Brief an Hartnagel wendete sie sich gegen dessen Verwendung des Wortes „instinktiv“ zur Beschreibung ihres Verhaltens. Sie wolle nicht, dass er dieses Adjektiv für sie (und Frauen allgemein) verwende. Für sie komme erst das Denken, weil „Gefühle in die Irre leiten“.

Nach dem Abitur 1940, einer Ausbildung zur Kindergärtnerin und der

Abordnung zum Reichsarbeitsdienst begann Sophie 1942 das Studium in den Fächern Biologie und Philosophie an der Uni München. Für die Biografin ist nicht eindeutig klar, ab wann Sophie in die Aktionen der Weißen Rose eingeweiht war. Doch gesichert ist, dass sie am 25. Januar 1943 unter großer Gefahr viele Flugblätter mit dem Zug nach Ulm brachte und dort sowie in weiteren Städten mit für deren Versendung in Briefen sorgte.

Am 18. Februar 1943 wurden sie und Hans Scholl gefasst, nachdem sie Flugblätter im Lichthof der Universität verteilt hatten. Nach vier Tagen mit langen Verhören wurde das Todesurteil gesprochen und mit der Guillotine vollstreckt ...

Barbara Beuys beendete an dieser Stelle ihren Rückblick und erweiterte die historische Perspektive klar und deutlich um ihr Statement als Historikerin gegen den derzeitigen Missbrauch von Sophie Scholls Namen bei politischen Aktionen, wie z. B. bei Veranstaltungen gegen die Maßnahmen in der Coronapandemie. Mit der perfiden Vereinnahmung werde der Widerstand banalisiert und grundlegend verfälscht.

In der anschließenden Podiumsrunde mit Barbara Beuys und weiteren Gesprächspartner*innen fragte die Moderatorin, Pfarrerin Andrea Luiking vom Haus der Begegnung, nach der Bedeutung Sophie Scholls für die (Ulmer) Gegenwart. Dabei wurden recht differenzierte Positionen deutlich. Während die Zweite Bürgermeisterin der Stadt Ulm, Iris Mann, die Wichtigkeit des Widerstands der Weißen Rose für die Identitätsgeschichte der Stadt allgemein betonte und den Einsatz der Geschwister Scholl für Demokratie, Freiheit und Menschlichkeit als in die städtische DNA eingeschrieben



Teilnehmende der Podiumsdiskussion, Foto: Nadja Wollinsky, Stadt Ulm

sieht, öffnete Kaija Raiff, Schülerin am Ulmer Schollgymnasium, ihren persönlichen Blick auf die Widersprüche in Sophies Entwicklung. Sie benannte Sophies Menschlichkeit, Widerständigkeit und Mut als faszinierend und zugleich auch als ein wenig fremd in der Distanziertheit zu Gefühlen. Trotz vieler Anknüpfungspunkte für ihr eigenes politisches Engagement sieht Kaija Raiff, die bei Fridays-for-Future engagiert ist, sehr wohl die anderen gesellschaftlichen Umstände beim Durchsetzen neuer Ideen und Perspektiven in der heutigen Politik, die einen Vergleich ver-

bieten. Einig war sich Oliver Schütz von der Katholischen Erwachsenenbildung Ulm-Alb-Donau mit Barbara Beuys, dass Sophie Scholl auch mit ihren Widersprüchen weiterhin als Vorbild geeignet sei und dass es gut sei, sie nicht wie ein Denkmal auf einen hohen Sockel zu stellen. Nicola Wenge, Leiterin des DZOK, verwies auf die langen Nachwirkungen der Diffamierungen der Familie Scholl in Ulm. Erst in den 1990er Jahren wurde das positive Erbe mehrheitsfähig. Bezüglich der heutigen Idealisierungen und Vereinnahmungen von Sophie Scholl merkte sie an, dass die

historische Kontextualisierung davor bewahrt, dass der Widerstand zur beliebigen Chiffre wird. Inhalte und Ziele – der Aufruf, sich den nationalsozialistischen Verbrechen zu widersetzen – sind in den Flugblättern für alle nachlesbar.

Auf die Frage, was er als zentralen Auftrag aus dem Vermächtnis der Weißen Rose an die von Inge Aicher-Scholl gegründete Ulmer vH sieht, formulierte deren Leiter Christoph Hantel, „alles in Frage zu stellen, zum Denken anzuregen und den Menschen zuzuhören“.

Neue Platzbenennung in Ulm

Hans-Hirschfeld-Platz an der Universität Ulm

In Erinnerung an den in Theresienstadt ermordeten Mediziner Hans Hirschfeld wird im Herbst 2021 ein Platz auf dem Gelände der Universität Ulm nach ihm benannt. Ein kurzer Überblick zu Hintergründen und Planungen.

Nicola Wenge

Die Vorgeschichte

Im Herbst 2019 entschied der Ulmer Gemeinderat die Umbenennung der Heilmeyersteige in Ulm. Grund hierfür waren neue Erkenntnisse zur Biografie von Ludwig Heilmeyer, Mediziner und Gründungsdirektor der Universität Ulm, die Prof. Florian Steger zusammengetragen hatte. Heilmeyer hatte nicht nur während der Nazizeit enge Kontakte zum Regime gesucht, sondern auch nach 1945 Menschenversuche an Sinti und Roma im KZ Dachau mit rassistischen Argumenten verharmlost und Arbeiten seines Kollegen Hans Hirschfeld, der wegen seiner jüdischen Herkunft 1944 im KZ Theresienstadt getötet worden war, unter seinem Namen neu herausgegeben.

Die Platzbenennung

Zur Würdigung von Hans Hirschfeld soll Anfang Oktober 2021 das sogenannte Vestibül auf dem Oberen Eselsberg nach ihm benannt werden. Das „Vestibül“ ist ein Verkehrskreislauf, der die nördliche Zufahrt zum Campus bildet und vom Berliner Ring über die Albert-Einstein-Allee zum Uniklinikum führt. Die Initiative zur Straßenbenennung ging vom Ulmer Pharmakologieprofessor Peter Gierschik aus, der für seine Idee breite



Hans Hirschfeld in der französischen Zeitschrift *Le Sang*, Band 3, 1929

Unterstützung fand: Bei den dortigen Anliegern (Universität, Bundeswehrkrankenhaus und RKU), bei der Stadt Ulm, der AG Straßennamen und natürlich auch beim DZOK, das von Beginn an beratend involviert war. Am neuen Platz wird zur Umbenennung eine Tafel angebracht, die an Hans Hirschfeld erinnert.

Der Text auf der Stele im Wortlaut

„Hans Hirschfeld war ein international renommierter Mediziner mit dem Fachgebiet Hämatologie. Er wurde am 20.3.1873 in Berlin geboren und war jüdischer Abstammung. Seit 1922 Professor für Medizin an der Universität Berlin, gab er 1932 mit Anton Hittmair das ‚Handbuch der allgemeinen Hämatologie‘ (Verlag Urban & Schwarzenberg) heraus, an dem auch der junge Dozent Heilmeyer, der spätere Gründungsrektor der

Universität Ulm, beteiligt war. Im Mai 1933 wurde Hirschfeld von den nationalsozialistischen Machthabern aus rassistischen Gründen mit sofortiger Wirkung entlassen. Er verlor seine Lehrbefugnis, im September 1938 auch seine Zulassung als Arzt. Am 30.10.1942 wurde das Ehepaar Hirschfeld in das KZ Theresienstadt deportiert, wo Hans Hirschfeld am 26.8.1944 starb. In den Jahren 1957 bis 1969 gab Heilmeyer in demselben Verlag und mit demselben Zweitherausgeber Hittmair ein ‚Handbuch der gesamten Hämatologie‘ heraus, ohne dass der Erstherausgeber Hans Hirschfeld auch nur erwähnt worden wäre. Auch aufgrund aktiver Tilgung gerieten Hirschfeld und sein Beitrag zur medizinischen Forschung in Deutschland in Vergessenheit. Erst 2011 wurde sein Name öffentlich gewürdigt.“

Die Erinnerung mit Leben füllen – eine Aktionswoche zur Einweihung

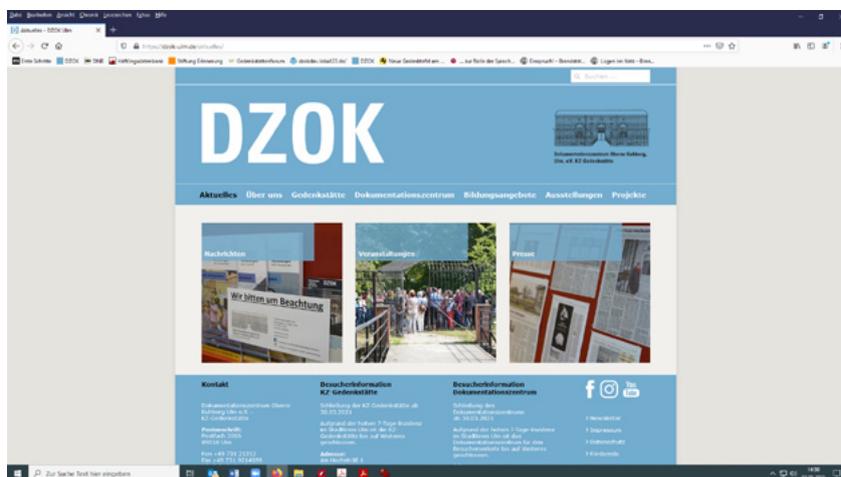
Die Benennung des Platzes soll als öffentliche Veranstaltung stattfinden und zwar zu einer Zeit, in der Studierende an der Universität Ulm präsent sind, damit sie die Möglichkeit haben, Hans Hirschfeld und die Motive der Straßenbenennung kennenzulernen. Die Einweihungsveranstaltung wird in eine „Aktionswoche“ der Universität Ulm eingebettet, in Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern. Das DZOK wird eine kleine Ausstellung zu Hans Hirschfeld in der Gedenkstätte zeigen, die von Prof. Peter Voswinckel für die Deutsche Gesellschaft für Hämatologie erarbeitet wurde, und plant auch Vorträge und Führungen zu den Spuren jüdischer Mediziner in Ulm.

Die neue Webseite des DZOK ist online

Am 23. Februar stellte das DZOK der Öffentlichkeit seinen neuen Webauftritt vor. Neben der inhaltlichen Neubearbeitung geht es darum, den Benutzer*innen Informationen und Inhalte zeitgemäß und attraktiv zu präsentieren. Das Projekt spielt im laufenden Digitalisierungsprozess des DZOK eine herausgehobene Rolle.

Johannes Lehmann

Durch die Neugestaltung der Webseite der Qualität der Inhalte gerecht werden – so lässt sich das zentrale Anliegen des für die Umsetzung der neuen Webseite verantwortlichen Teams des DZOK im vergangenen Herbst zusammenfassen. Alle Beteiligten waren sich einig, dass die Inhalte der alten Webseite bereits sehr umfangreich und informativ waren. Sie bot etwa nicht nur historische Hintergründe zur frühen politischen Verfolgung oder der Rolle des KZ Oberer Kuhberg im KZ-System, sondern auch detaillierte Informationen zur Geschichte des Lagers, den Häftlingen und der Entstehung der Gedenkstätte. Außerdem ermöglichten Angebote wie etwa der Fotorundgang durch den historischen Ort und die Seiten zur Dauerausstellung ein interaktives digitales Erkunden der Arbeit des DZOK. Neben den „Mitteilungen“ standen zudem weitere Publikationen oder Arbeitsmittel zum Download bereit. Um das genannte zentrale Anliegen zu erreichen, begannen die Arbeiten des Projektteams bereits im Oktober des vergangenen Jahres. Neben ersten konzeptionellen Überlegungen ging es zunächst primär um die Suche nach Partnern, welche mit Lorenz Bäuerle von uptitle Productions – verantwortlich für die technische Umsetzung – und Braun Engels Gestaltung – zuständig für das Design der Seite – schnell gefunden wurden. Nachdem grundlegende Entscheidungen zu Struktur, Funktionen und Aussehen der Seite gefallen waren, entstanden erste Designvorschläge. In enger Abstimmung mit den Partnern wurde die Seite weiter angepasst, bis Josef Naßl und Johannes Lehmann schließlich mit der Befüllung der Seite mit Inhalten beginnen konnten, welche zuvor von allen Mitarbeitenden des DZOK redaktionell bearbeitet worden waren.



Screenshot der neuen Webseite, Stand 3.5.2021

Schnell wurde klar: Bewährte Inhalte sollten übernommen, gleichzeitig „aufgefrischt“ und erweitert werden. Eine Mammutaufgabe für das Team. Der Fotorundgang bietet nun z.B. weitere Stationen an und wurde durch eine Vielzahl an neuen Bildern aufgewertet. Gleichzeitig entstanden gänzlich neue Inhaltsseiten, um die Arbeitsschwerpunkte des DZOK noch besser veranschaulichen und repräsentieren zu können. Die Seite zur lokalen Erinnerungskultur liefert etwa einen umfangreichen Einblick in die Aktivitäten des DZOK in der Erinnerungskultur in Ulm und der Region. Eine Überblicksseite zu den digitalen Bildungsangeboten des DZOK bündelt die vielfältigen digitalen Lernmöglichkeiten, welche vor allem in den Zeiten von coronabedingten Schließungen von Gedenkstätte und Dokumentationszentrum Möglichkeiten zur Recherche und zum Lernen bieten. Für Schüler*innen und Lehrer*innen wird somit ein einfacher und übersichtlicher Zugang zu Lernmöglichkeiten eröffnet. Der Zugriff auf die Inhalte wird durch eine einfachere und logischere Navigation bzw. Strukturierung der Seite erleichtert. Einerseits erfolgt dies über die neue Startseite, welche durch eine Slider-Nachrichtenfunktion und ein Kachel-System direkt auf wichtige Nachrichten, Hinweise und Inhalte verlinkt. Andererseits wurde die Anzahl der Menü- und Unterpunkte reduziert. Inhalte, welche auf der alten Seite nur schwer beziehungsweise umständlich zu finden waren, sind nun leichter zugänglich. Zusätzlich wurde die Benutzer*in-

nenfreundlichkeit der neuen Webseite durch eine Reihe neuer Features verbessert. Hier wäre zunächst die Kompatibilität mit verschiedenen Endgeräten zu nennen: Die neue Webseite passt sich automatisch an das jeweilige Endgerät an und gibt die Inhalte optimiert wieder. Der Zugriff auf die Inhalte der Seite wird außerdem durch eine Suchfunktion, welche neben den Inhaltsseiten auch Nachrichten, Veranstaltungen und Inhaltsverzeichnisse von Publikationen und der „Mitteilungen“ durchsucht, verbessert. Auf diese Weise können Nutzer*innen sehr einfach und gründlich zu den Aktivitäten und der inhaltlichen Arbeit des DZOK recherchieren.

Mit dem Launch der zukunftsfähigen Webseite gelang dem DZOK im laufenden Digitalisierungsprozess und in der Außendarstellung ein wichtiger Schritt nach vorne. Sie stellt ein Angebot an Nutzer*innen und Kolleg*innen dar, die Arbeit des DZOK zu rezipieren und sich an ihr zu beteiligen. Die Erweiterung der digitalen Möglichkeiten der pädagogischen Arbeit kann gerade während der Corona-Pandemie die damit verbundenen Schließungen von Gedenkstätte und Dokumentationszentrum ein wenig auffangen.

DANKSAGUNG

Das DZOK dankt der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (Programm „Neustart“) und der Stadt Ulm für die finanzielle Unterstützung.

Geschichtsvermittlung in Corona-Zeiten

Die jährliche gemeinsam vom DZOK und der Landeszentrale für politische Bildung durchgeführte Fortbildung fand in diesem Jahr als Livestream im neuen inhaltlichen, zeitlichen und technischen Format statt. Ein Bericht von

Annette Lein

Als Nicola Wenge mit den Worten „Ich bin jetzt live in der KZ-Gedenkstätte“ die Fortbildung im Seminarraum begann, war das ein besonderer Moment – für Teilnehmende, aber auch für die Dozent*innen Annette Lein, Martin König, Tobias Jeske und DZOK-Archivar Josef Naßl, der im Seminarraum ein kleines Technikstudio zur Übertragung für den Livestream aufgebaut hatte und betreute. Ein großer Schritt, wenn man bedenkt, dass die Gedenkstätte noch vor wenigen Monaten nicht einmal WLAN-fähig war.

Nahezu 50 Lehrer*innen aus dem gesamten Bundesland hatten schnell nach Ausschreibungsbeginn ihr Interesse an der Teilnahme artikuliert und sich für den 25. März 2021 angemeldet. So viele, dass wir uns gemeinsam mit der LpB für eine zweite Veranstaltung am 15. April entschieden, um den Interessierten einen wirklich zugewandten Gesprächsrahmen in jeweils kleinerem Kreis zu ermöglichen.

Unsere Planungen zu Inhalten und zum zeitlichen Umfang waren im Vorfeld begleitet von grundsätzlichen Überlegungen, wie wir Vortragelemente, interaktive Angebote z. B. digitale Gruppendiskussion, Reflexionsmöglichkeiten und Verständigung mit den Lehrer*innen so miteinander verknüpfen und technisch umsetzen können, dass wir unsere Ansprüche und auch die der Lehrer*innen an ein praxistaugliches und letztlich neues DZOK-Fortbildungsformat einlösen würden.

Dieser Findungsprozess fand im Bewusstsein statt, dass ein regulärer realer Besuch mit einer ganzen Klasse in diesem Schuljahr nicht möglich ist, wir aber konzeptionelle und praktische Grundlagen für einen sicheren und guten Gedenkstättenbesuch mit Führungen und selbsterkundenden Arbeitsformen für Schulen bereithalten, sobald diese wiederkommen können.

Schwerpunkt des Seminars war nun die Vorstellung unserer neuen digitalen Angebote als Möglichkeit, Geschichtsvermittlung in Corona-Zeiten gemeinsam zu realisieren. Diese Formate hatte das DZOK in den vergangenen Monaten ebenso wie digitale Materialien zur Vor- und Nachbereitung eines Besuchs entwickelt. Beides stellten wir im Seminar vor.

In den ersten anderthalb Stunden gaben wir komprimiert und mit viel Input einen Überblick über die historischen Grundlagen und die didaktischen Prinzipien unserer Arbeit. In Arbeitsgruppen wurden dann die aktuellen Bildungsangebote vorgestellt und diskutiert:

1. Der digitale Gedenkstättenbesuch mit Martin König
2. Digitale Möglichkeiten zur Vor- und Nachbereitung eines realen oder virtuellen Gedenkstättenbesuchs mit Tobias Jeske
3. Die persönliche Begegnung am realen Ort – Besuchsmöglichkeiten mit Annette Lein

Als Resümee lässt sich festhalten, dass die Durchführung des digitalen Lehrerseminars mit Live-Anteilen vor der Kamera eine große Herausforderung war. Es galt technische

Schwierigkeiten zu überwinden, um eine gute Akustik, ein gutes Bild und eine solide Übertragungsqualität zu gewährleisten, um Inhalte überhaupt vermitteln zu können. Aber der erhebliche Aufwand hat sich gelohnt. Zum einen gab es Lehrkräfte, die an der Fortbildung teilnahmen, weil sie digital war und eine reale Anreise für sie nicht möglich gewesen wäre. Zum anderen eröffnete sie allen Lehrkräften in Corona-Zeiten die Möglichkeit, das Thema bereits jetzt im Unterricht zu behandeln oder ihren möglichen späteren Besuch vor Ort auszuloten.

Einige Teilnehmende haben schon digitale Gedenkstättenbesuche für die kommenden Wochen gebucht, andere bevorzugen den Realbesuch ab Herbst. Wir freuen uns auf beides.

Übrigens: Neben der hier vorgestellten landesweiten Lehrerfortbildung in Kooperation mit der LpB und einem regionalen Fortbildungsformat in Zusammenarbeit mit dem Bildungsbüro des Alb-Donau-Kreises im Herbst bietet das DZOK den Fachschaften Geschichte aller Schularten und Kollegien einzelner Schulen passgenaue Lehrerfortbildungen an, die ab sofort mit uns vereinbart werden können.



Nicola Wenge und Josef Naßl bei der Vorbereitung des digitalen Lehrerseminars in der Gedenkstätte, Foto: A-DZOK

Erste digitale Workshops gestartet

Das DZOK-Projekt geht in sein zweites Projektjahr. Durch den erneuten Lockdown mussten wir unsere geplanten Workshops und Projektstage vorerst ins Digitale verlegen. Über die gesammelten Erfahrungen berichten wir hier.

Mareike Wacha

In den letzten Monaten fokussierten wir uns in der Entwicklung weiterer pädagogischer Angebote auf Online-Formate, die es jungen Menschen ermöglichen, sich auch während des Lockdowns mit dem Thema menschenverachtender Sprache in Geschichte und Gegenwart auseinanderzusetzen.

Mittlerweile können wir auf zahlreiche Erfahrungen mit digitalen Angeboten aus dem letzten Jahr zurückgreifen, die uns die Konzeptionierung neuer Online-Formate erleichtern. Durch Distanzlernen verfügen die meisten jungen Menschen zudem mittlerweile über ausreichende Infrastruktur und Erfahrung im Umgang mit Videokonferenz-Tools. In unseren methodischen Überlegungen war eine zentrale Frage, wie wir unsere Inhalte online spannend und interaktiv gestalten und mit den Teilnehmenden in einen offenen Austausch kommen können.

Im April führten wir eine digitale Exkursion mit Studierenden der Pädagogischen Hochschule Heidelberg unter Leitung von Dr. Anette Hettinger durch. Im Rahmen eines 3-stündigen Angebots unter dem Titel „language matters: Geschichte und Gegenwartsbezug am historischen Ort“ stellten Annette Lein und Mareike Wacha den Teilnehmenden den historischen Ort sowie das Projekt und die Sprachausstellung „Man wird ja wohl noch sagen dürfen...: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache“ (mehr Infos zur Ausstellung auf www.dzok-ulm.de) digital anhand von Bildern vor. Die Studierenden bekamen anschließend die Möglichkeit Arbeitsbögen mit historischem und gegenwartsbezogenem Inhalt in Kleingruppen auszuprobieren. Gemeinsam diskutierten wir darüber, warum der Transfer von geschichts- und gegenwartsbezogenem Lernen für junge Menschen wichtig ist und wie dieser in den Unterricht integriert werden kann. Im Juni wird es einen

weiteren Workshop mit Lehramtsstudierenden des Fachs Geschichte der PH geben.

Im April und Mai war die Wanderausstellung im Gymnasium Gerabronn zu sehen. Die engagierte Lehrerin Bettina Rüter-Jakob bat uns um Unterstützung bei der Realisierung eines Workshops zum Thema „Antisemitismus in Geschichte und Gegenwart“ mit ihren beiden neunten Klassen. Nach einem gegenwartsbezogenen Einstieg näherten wir uns dem Begriff Antisemitismus. Anhand der Erzählung „Till ist wieder im Lande“ (1939) der NS-Schülerzeitung „Hilf mit!“ beschäftigten wir uns mit antisemitischer Sprache im

lichen Handlungsmöglichkeiten und präsentierten diese anschließend im Plenum. Die Gedanken reichten von Solidarisierungen mit den Betroffenen, einer offenen Diskussion in der gesamten Schule bis hin zur Idee längerfristig in Projekten zu arbeiten. Konsens war, dass es zwar nicht immer einfach ist gegen Diskriminierungen vorzugehen, es aber dennoch wichtig ist, sich gemeinsam dagegen zu stellen – vor allem auch, wenn es im eigenen Umfeld passiert.

Die regen Beteiligungen der Schüler*innen und Studierenden in den Workshops weisen darauf hin, dass dialogisches und konstruktives Arbeiten auch im digitalen Raum



Auszug aus der Erzählung „Till ist wieder im Lande“ aus der Januar-Ausgabe der „Hilf mit!“ 1939

Nationalsozialismus. Anschließend nahmen wir einen deutlichen Perspektivwechsel vor, in dem wir die Erfahrungen der Ulmer Schülerin Susan Losher aus dem Jahr 1936 der vorherigen Quelle entgegengestellten. Susan Losher war schon im ersten Schuljahr mit Antisemitismus konfrontiert und durfte als jüdisches Mädchen die Schule später gar nicht mehr besuchen. Dies überraschte die Schüler*innen und ermöglichte ihnen eine empathische Annäherung an die unmittelbaren Auswirkungen von Antisemitismus auf die Betroffenen.

Im zweiten Teil des Workshops beschäftigten wir uns mit aktuellem Antisemitismus. Die Jugendlichen bekamen die Möglichkeit sich genauer mit einem gegenwartsbezogenen antisemitischen Vorfall auseinanderzusetzen. Als Aufgaben bekamen sie einen fiktiven Fall geschildert, in dem antisemitische Schmierereien in ihrer Schule auftauchen. In Kleingruppen besprachen die Jugend-

möglich sind. Auch wenn das Digitale die Erfahrung des historischen Orts nicht ersetzen kann, ist es dennoch eine wertvolle Möglichkeit mit Jugendlichen in Austausch zu kommen, über menschenverachtende Sprache zu sprechen und sie zu ermutigen sich dagegen einzusetzen. In den kommenden Monaten werden wir sowohl die digitalen Angebote als auch die realen Begegnungsformate weiterentwickeln, um für beides vorbereitet zu sein. Wir freuen uns auf den Austausch sowohl online als auch analog!

INFO

Das Projekt wird im Rahmen des Bundesprogramms „Jugend erinnert“ von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie der LpB gefördert und wird am DZOK von 2020 bis 2022 durchgeführt.

Die Kandidat*innen stellen sich vor

*Bei der kommenden Mitgliederversammlung stehen Vorstandswahlen an. Unser langjähriger Vorstandsvorsitzender Dr. Werner Trägner verlässt aus persönlichen Gründen in diesem Jahr Ulm. Im nächsten Heft wird er einen Rückblick auf seine Tätigkeit geben. Hier schreiben die Kandidat*innen über sich, ihre Motivation und Ziele für ihr Engagement im Vorstand des Dokuzentrums in den nächsten Jahren.*

Elke Reuther, aktuell Kassiererin



Gleichzeitig mit Nicola Wenge habe ich im Sommer 2009 als Kassiererin des DZOK angefangen – und wie viel hat sich seither ereignet und bewegt! Das DZOK stand und steht für mich als verlässliche Einrichtung mit Menschen, die einen guten Kompass für Demokratie, Menschenwürde und Gerechtigkeit haben. Nach reiflicher Überlegung erscheint es mir richtig, die Nachfolge von Werner Trägner im Kreis der Vereinsmitglieder zu suchen und – da schlägt mein feministisches Herz – ich finde es auch an der Zeit, dass der Verein eine Frau als 1. Vorsitzende bekommt.

Unsere Gesellschaft wird in den kommenden Jahren weiterhin mit großen Veränderungen zu kämpfen haben, die an der Selbstverständlichkeit der demokratischen Strukturen rütteln. Die Erinnerungskultur, wie sie vom DZOK gelebt wird, ist für mich ein wichtiges Instrument zur Verteidigung der demokratischen Grundsätze. Deshalb muss dringend der Generationenwechsel unter den Vereinsmitgliedern und unseren Unterstützenden fortgesetzt werden. Die Corona-Pandemie hat uns schneller in die Digitalisierung gestürzt, als wir uns davor jemals vorstellen konnten. Wir haben dies bisher mit großer Offenheit und Dank der Professionalität unserer Hauptamtlichen sehr gut umgesetzt. Ich sehe darin eine

große Chance, die Erinnerungskultur ohne noch lebende Zeitzeugen lebendig zu halten und immer mehr Menschen erreichen zu können. Gleichzeitig bleibt die Aufgabe, den authentischen Ort am Oberen Kuhberg in den Mittelpunkt zu stellen, die Erinnerungskultur direkt erfahrbar zu machen und persönliche Begegnungen zu organisieren.

Als Vorstandsmitglied habe ich nun zwölf Jahre lang einen Teil des Vereinslebens begleitet und schätze die Kultur des Miteinanders, die alle Bereiche des Vereins bestimmt. Ich bin zuversichtlich, dass wir auch schwierige Aufgaben gemeinsam meistern können und möchte mich als 1. Vorsitzende gerne zur Verfügung stellen.

Martin König, aktuell 2. Vorsitzender



Seit Anfang der 1990er bin ich mit der Arbeit des DZOK verbunden und im Verein aktiv. Es begann mit einer Ausstellung zur NS-Frauengeschichte 1995, sozusagen als „Nutzer“. Ich war begeistert und wechselte auf die „ehrenamtliche“ Seite, als ich beruflich nach Ulm kam, wurde Guide und wirkte bald auch im Vorstand des Vereins mit. Wichtig war und ist mir besonders die Arbeit in der Gedenkstätte, also die Führungen, und daran anknüpfend die Mitarbeit an pädagogischen Projekten, didaktischen Materialien oder digitalen Angeboten, letzteres verstärkt, natürlich, durch die Anforderungen während der Corona-Pandemie. Die politischen Entwicklungen der letzten Jahre bestärkten mich darin, mich weiter zu engagieren – eher wacher zu sein und in den Widrigkeiten unter Pandemiebedingungen auch Neuerungen mitzugestalten. Das tolle Team der Büchsengasse hat hier Unglaubliches geleistet – und daran würde ich gerne weiter mithelfen.

Wolfgang Traub, aktuell Beisitzer



Mein Name ist Wolfgang Traub, ich bin 62 Jahre alt, verheiratet und Vater von zwei erwachsenen Söhnen. Als freier Architekt betreibe ich zusammen mit meinem Partner Hans-Peter Obermeier ein Planungsbüro in Ulm mit ca. zehn Mitarbeitenden. Wir planen und realisieren Projekte für öffentliche, gewerbliche und private Auftraggeber, wie z. B. Schulen, Kindergärten, Sporthallen und Wohnbauten. Für das DZOK bin ich seit über 30 Jahren ehrenamtlich im Bereich Sanieren, Bauen und Planen tätig. So habe ich neben vielen kleineren auch größere bauliche Maßnahmen sowohl in der Gedenkstätte als auch in Gleißelstetten, Eingangsstufe und Außenlager des KZ Oberer Kuhberg, betreut. Alles in allem ein Aspekt in der Arbeit des DZOK, den ich immer wieder gerne unterstütze.

Als Vorstand der Freien Wähler Söflingens setze ich mich für die Sache des DZOK bei unseren Stadträten und in meinem Söflinger Umfeld ein. Schließlich bin ich Ansprechpartner für unsere Grundstücksnachbarn und für die katholische Kirchengemeinde in Söflingen, deren Jugendgruppen Räume in Gleißelstetten nutzen.

Hans Peter Obermeier, aktuell Beisitzer

Ich bin dem DZOK schon seit vielen Jahren als Mitglied verbunden und seit mehreren Jahren Teil des Vorstands. Menschen aus meiner Familie wurden in der NS-Zeit auf das Furchtbarste verfolgt und nach dem Krieg und in den Jahren des Aufbaus immer wieder Opfer von Diskriminierung und Verleumdung. Meine Eltern



waren aktiv am Aufbau der Gedenkstätte beteiligt. Diese Erlebnisse haben mich geprägt und zum Mitstreiter im Vorstand des DZOK in den letzten Jahren werden lassen. Menschen, insbesondere Jugendliche, mit den brutalen geschichtlichen Realitäten der NS-Zeit in unserer Stadt vertraut zu machen, liegt mir besonders in Zeiten des stärker werdenden Populismus in der Politik am Herzen. Meine Mitarbeit bei Veranstaltungen in der Gedenkstätte, die gemeinsame Erarbeitung einer Benutzerordnung, die Umstellung der Gedenkstättenarbeit auf Covid 19-Modus, die Mitentscheidungen bei den tollen Online-Angeboten des DZOK und der neuen Homepage, aber auch diverse praktische, kleinere Aufgaben im Alltag des DZOK, haben mir das Gefühl gegeben, an einer gesellschaftlich wichtigen Aufgabe mitwirken zu können.

Durch die gute und effektive Atmosphäre im Team des DZOK hat mir die Arbeit im Vorstand immer Spaß gemacht. Deshalb würde es mich freuen, in der nächsten Amtszeit im Vorstand des DZOK als Beisitzer wieder mitzuarbeiten.

Josef Lehleiter, Bewerber als Beisitzer



Als wichtige Stätte der Erinnerung und als Mahnmal der Wachsamkeit im Blick auf Menschlichkeit, Freiheit und damit eng verbunden auch der Demokratie, ist mir das DZOK schon

lange ein Begriff. Zeit, mich näher mit dieser für Ulm sehr wichtigen Einrichtung zu beschäftigen, ist mir im aktiven Dienst als Direktor des Amtsgerichts Ulm (mit einigen Nebeninteressen) leider nicht geblieben.

Das Ausscheiden des geschätzten Richterkollegen Werner Trägner aus dem Vorstand des DZOK hat jetzt aber zu einem näheren Kontakt geführt und mir die Vielfalt der Tätigkeit und der Aufgaben dieser Institution vor Augen geführt. Da helfe ich gerne, auch wo nötig und möglich, mit juristischer Kompetenz.

Vorrangig ist für mich aber der demokratisch-gesellschaftliche Aspekt. Wie wichtig das aktive Eintreten für unsere demokratischen Grundüberzeugungen ist, habe ich (ein wichtiges meiner Nebeninteressen) auf einer Vielzahl von Wahlbeobachtungsmissionen (Kasachstan, Kirgistan, Russland, Ukraine, USA u.a.) für die OSZE (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) erleben können.

Hansjörg Greimel, aktuell 2. Vorsitzender



Demokratische und rechtsstaatliche Werte lebendig erhalten, virulent antidemokratischen Tendenzen in der Gesellschaft begegnen – in dieser Zeit ist unser Anspruch nicht leicht umzusetzen. Im neuen Vorstandsteam möchte ich versuchen, einen Beitrag dafür zu leisten. Ich trete dafür ein, eine Benutzerordnung festzuschreiben, die es Besucher*innen ermöglicht in Führungen alle Bereiche des Forts Oberer Kuhberg in ihrer Nutzung als frühes Konzentrationslager erfahrbar zu machen. Schließlich ist es das einzige im Land, das in seiner Baulichkeit weitgehend erhalten ist.

Verstärken können wir die Kooperation mit anderen Erinnerungsorten in Stadt und Region, zum Beispiel mit dem Herrlinger Museum „Lebenslinien“ und seiner neuen Dauerausstellung. Mir liegt auch die Einbindung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft am Herzen, aber besonders freue ich mich auf die Zusammenarbeit von Vorstand und unserem engagierten hauptamtlichen Team.

Dominique Michl, Bewerberin als Kassiererin



Mein Name ist Dominique Michl. Ich bin 32 Jahre alt und wohne seit 2008 in Ulm. 2007 habe ich meine Ausbildung zur Industriekaufrau begonnen und bin seit 2016 im Aufgabengebiet Bilanzbuchhaltung angestellt. Seit den "Fridays for Future"-Demonstrationen hat sich in mir der Gedanke entwickelt, dass ich mich mehr politisch engagieren und mehr in die Gesellschaft einbringen möchte. 2019 bin ich den Grünen beigetreten. Durch meinen Kontakt mit Elke Reuther und auch aufgrund meines beruflichen Hintergrunds wurde ich auf die Vakanz des Kassiererpostens aufmerksam. Nach Besuch des DZOK am Volkstrauertag, einer Vorstandssitzung und der virtuellen Weihnachtsfeier war es um mich geschehen. Ich bin überwältigt, mit welcher Hingabe und Freude das ganze Team bei der Sache ist. Mir wäre es eine Ehre den Kampf gegen das Vergessen zukünftig unterstützen zu dürfen! Die immer da gewesenen, aber neuerlich lauter gewordenen und erwachten, rechten Tendenzen in der deutschen Gesellschaft machen es umso wichtiger, die schlimme NS-Zeit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und an die tapferen Menschen zu erinnern, die ihr Leben für Freiheit und Gleichberechtigung opferten.

Nachruf auf Gabriela Turant

Unsere langjährige polnische Freundin Gabriela Turant, geb. Knapaska, eine ehemalige polnische Zwangsarbeiterin bei Telefunken, ist im Februar 2021 im Alter von 93 Jahren in Polen in ihrem Heimatort Łódź gestorben.

Ilona Waloszyk und Karin Jasbar

Wir (das DZOK) haben sie 1996 kennengelernt, als sie mit ihrer Zwillingsschwester Jolanta Jelenska unserer Einladung folgte und an der von uns organisierten „Zweiten Reise“ – dem Aussöhnungstreffen für die ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter*innen in Ulm teilnahm. Das war der Anfang einer langen Freundschaft. Ihre Erinnerungen an die Zeit als Zwangsarbeiterin wurden von Silvester Lechner im Buch „Schönes schreckliches Ulm“ veröffentlicht.

Gabriela und ihre Zwillingsschwester Jolanta wurden am 31. Mai 1927 in Oberschlesien geboren. Bei Kriegsausbruch lebten sie und ihre Eltern in Łódź bei der Familie ihrer Mutter. Gabriela war 12 Jahre alt und hatte gerade die 5. Klasse der Grundschule beendet, als nun die polnischen Schulen von den Deutschen geschlossen wurden. Mit 14 Jahren begann sie zu arbeiten, zunächst in einem Betrieb, der künstliche Blumen herstellte. 1943 wurden alle Jugendlichen zur Arbeit in kriegswichtigen Betrieben verpflichtet, Gabriela und Jolanta fanden sich bei der Firma Telefunken wieder, deren Produktionsstätte sich seit 1942 in Łódź befand.

Im Sommer 1944, als sich die sowjetische Armee näherte, wurden die Telefunkenwerke mit ihren Zwangsarbeiter*innen nach Berlin, Ulm und Legnica evakuiert. Gabriela und Jolanta deportierte man nach Berlin. Sie hatten keine Wahl. Für das Nichterscheinen zur Abreise drohten der Familie Strafen.

In Berlin-Reinickendorf lernte Gabriela das Leben im Lager kennen: Schmutzige, nach Mäusekot stinkende Stuben voller Bettwanzen, kleine Essensportionen voller Schaben, Wanzen, Fliegen, Schnecken, nächtliche Durchsuchungen. Während der Arbeit in der Fabrik erlebte sie schwere Luftangriffe, die sie mit Angst und Schrecken erfüllten. Im Buch von Katarzyna Woniak von 2020



Gabriela Turant (rechts) bei der Ausstellungseröffnung am 27. Januar 2016 in Berlin, Foto: privat

kann man Aufzeichnungen aus Gabrielas Tagebuch und aus ihren Briefen aus der Zeit der Zwangsarbeit in Berlin nachlesen (siehe hierzu S. 25). Im Dezember 1944 wurden Gabriela und ihre Schwester mit anderen Zwangsarbeiterinnen in die Telefunkenwerke in Ulm verlegt. In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1944 kamen sie in Ulm an. Ihr Gepäck blieb in der Gepäckaufbewahrung am Hauptbahnhof, zu Fuß gingen sie zur Wilhelmsburg, wo sie bis zum Kriegsende arbeiten und leben sollten. Schon am Tag ihrer Ankunft wurden sie Zeuginnen des großen Luftangriffs auf Ulm, ihre am Bahnhof deponierten Habseligkeiten gingen mit dem Bahnhof in Flammen auf. Die Arbeit und das Leben in der Wilhelmsburg waren schwerer als in Berlin. Sie litten unter ständigem Hunger und Durst, Kälte sowie schlechten sanitären und hygienischen Bedingungen.

Gabriela war Zeugin der zerstörerischen Kräfte des Krieges. Sie hat die entwürdigende Behandlung von Menschen, die Versklavung ganzer Völker, die rohe Brutalität der Täter gesehen und miterlebt. Aber auch weinende deutsche Frauen und erschrockene Kinder, brennende Häuser und dem Erdboden gleichgemachte deutsche Städte. Trotzdem gab es für sie immer wieder Schimmer der Hoffnung auf eine bessere Zukunft: Ein deutsches Ehepaar, das ihr Brot und Obst brachte, die freundliche deutsche Telefunkenarbeiterin, den

netten Arzt, der sie nach ihrer Familie in Polen fragte. Vielleicht antwortete sie deshalb bei ihren Treffen mit deutschen Jugendlichen auf die Frage „Hassen Sie die Deutschen?“ stets so: „Nein, und zwar, weil ich gesehen habe, welchen Preis die Deutschen für ihre Verbrechen zahlen mussten.“ Ähnlich äußerte sie sich auch bei ihrem letzten Besuch der Ulmer Wilhelmsburg 2013, als sie von Schülerinnen der Neu-Ulmer Christoph-Probst-Realschule und der NUZ interviewt wurde.

Im November 1945 kam Gabriela Turant zusammen mit ihrer Schwester nach einem Aufenthalt im DP-Lager in Ludwigsburg als 18-jährige junge Frau nach Polen zurück. Sie wurde Krankenschwester und schließlich Lehrschwester. Sie heiratete und hatte drei Söhne. Doch die Kriegszeit lebte in ihrer Erinnerung weiter. Sie verspürte das innere Bedürfnis, ihre Kriegserlebnisse mit Jugendlichen zu teilen, um sie für das Unrecht zu sensibilisieren. Daher folgte sie auch im fortgeschrittenen Alter noch Einladungen aus Deutschland, zuletzt am 27. Januar 2016. Zur Eröffnung einer Ausstellung über die Zwangsarbeit im ländlichen Raum reiste sie als Zeitzeugin zu einer Jugendbegegnung und besuchte die Gedenkstunde im Deutschen Bundestag in Berlin. „Jeder Mensch, unabhängig von Volkszugehörigkeit oder sozialer Herkunft, hat das Recht auf ein anständiges Leben.“ Das war ihre Botschaft, die sie den Jugendlichen mitgeben wollte.

„Dass niemand auf dieser Welt jemals wieder so etwas erleben muss...“

Zur Erinnerung an Elsie Hirsch, geb. Moos

*Anfang April 2021 starb Elsie Hirsch, geborene Moos, wenige Tage vor ihrem hundertsten Geburtstag. Sie war eine Großcousine Albert Einsteins und gehörte zu den wenigen noch lebenden Zeitzeug*innen der alten jüdischen Ulmer Gemeinde.*

Nicola Wenge

Elsie Hirsch wurde am 6. April 1921 in Ulm geboren. Ihre Mutter Hilda war ebenfalls gebürtige Ulmerin, ihr Vater Karl Offizier im Ersten Weltkrieg und Teilhaber der vom Großvater gegründeten Textilfirma Adolph Moos. Elsie wuchs mit ihrem Bruder Heinz in behüteten Verhältnissen auf und besuchte die Mädchenoberschule in der Steingasse. In einem Erinnerungsbericht schrieb sie, dass sie bis 1933 nur schöne Zeiten in ihrer Heimatstadt erlebt habe.

Dies sollte sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme rasch ändern. Schon bald war das jüdische Mädchen vom Spiel mit ihren Nachbarsfreundinnen ausgeschlossen, durfte nicht mehr ins Kino und schließlich an keinen öffentlichen Ort mehr gehen, weil sie um ihre Sicherheit fürchten musste. Im Jahr 1937 hatte sich die Situation so verschlechtert, dass ihre Eltern an Auswanderung dachten, doch ließ sich diese nicht so leicht in die Tat umsetzen. Und so musste die 17-jährige Elsie den Novemberpogrom 1938 in Ulm unmittelbar miterleben. Sie wurde von lautem Klopfen an der Wohnungstür geweckt, der Vater von SA-Männern verhaftet und über das örtliche Gefängnis für sechs Wochen in das KZ Dachau verschleppt. Elsie berichtete rückblickend, dass es unter den engen jüdischen Freunden der Familie danach nur noch ein Thema gegeben habe: Wann gehen wir? Und wie schaffen wir es?

Die Flucht der Familie Moos gelang dank der Unterstützung von Albert Einstein im Dezember 1939. Er war der verzweifelten Bitte von Elsies Bruder Heinz nachgekommen, der schon ein Jahr zuvor in die USA gelangt war und seinen „lieben Vetter“ Albert um eine Bürgerschaft für die in Ulm festsitzende Familie angefleht hatte: „Ich weiß, es ist viel, was ich wünsche, aber bedenken Sie, was meinen Eltern dort bevorsteht,



Elsie Hirsch (links) zu Gast in der Büchseingasse im Rahmen der Eröffnung der neuen Synagoge am Weinhof 2012, hier im Bild mit Helen Murr, Foto: A-DZOK

und ich habe niemand sonst hier, an den ich mich wenden kann.“ Tatsächlich bürgte Einstein für die Eltern und Elsie, die daraufhin über Rotterdam in die USA einreisen durften. Sie kamen dort mit zehn Dollar pro Person an, mehr war ihnen nicht geblieben.

Die Familie zog zu Heinz nach Portsmouth, Virginia. Die nunmehr 18-jährige Elsie trug zum Lebensunterhalt als Näherin in einer Kleiderfabrik bei. Einen Schulabschluss konnte sie nicht mehr erwerben, was sie bis ins hohe Alter bedauerte. In der Fabrik lernte sie aber ihren zukünftigen Ehemann Jerry, ehemals Joachim Hirsch, kennen, der in Deutschland Medizin studiert hatte und die große Liebe ihres Lebens wurde. Das Paar heiratete 1944 und bekam zwei Kinder. Sie gründeten gemeinsam ein erfolgreiches Geschäft und schlugen neue Wurzeln in Portsmouth. Ihren Erinnerungsbericht aus dem Jahr 1988 schloss Elsie Hirsch mit den Worten ab: „Ich bin froh, diese unglaublichen Zeiten überlebt zu haben und hoffe nur, dass niemand auf dieser Welt jemals wieder so etwas erleben muss.“

In einem Nachruf erinnern sich ihre Nachkommen an die warmherzige Frau mit dem freundlichen Lächeln,

das auch mich bei ihrem Besuch zur Einweihung der neuen Synagoge in Ulm 2012 sofort für sie einnahm. Erschüttert über den Tod von Elsie Hirsch zeigte sich ihre Schulfreundin Ann Dorzback, die wie Elsie 1939 aus Ulm in die USA geflohen war. Verabschieden konnten sich Freunde und Familie bei einer Beerdigungszereemonie, die coronabedingt via Zoom übertragen wurde. Wir werden die Erinnerung an das Leben von Elsie Hirsch in Ulm weitertragen, getreu ihrem Herzensanliegen, dass niemand mehr jemals so etwas erleben muss.

BIOGRAFISCHE QUELLEN

Einsteins Großcousine tot, Nachruf von Magdi Aboul-Kheir, swp, 21.4.2021

Else Moos: Erinnerungsbericht, in: Zeugnisse zur Geschichte der Juden in Ulm. Erinnerungen und Dokumente, Ulm 1991, S. 153f.

Elsie's Story, Jewish News, 22.6.2018:

 <http://www.jewishnewsva.org/elsies-story>

Zum Tod von Walter Hetzel

Am 5. Januar ist Walter Hetzel friedlich gestorben. Er war das letzte noch lebende Mitglied im Umfeld der Weißen Rose. Mehr noch, er hat zu ihrer Entstehung möglicherweise beigetragen. Allerdings hat er selbst diese Zuschreibung immer abgelehnt. Aber nicht, weil sie nicht stimmt, sondern weil Walter Hetzel sich aus Bescheidenheit niemals ins Rampenlicht gestellt hat.

Michael Kuckenburg

Geboren wurde Walter Hetzel am 8. September 1924 in der Rothstraße, seine Eltern waren engagierte Christen. „Wir sind regelmäßig zum Gottesdienst gegangen, das hat mir so gefallen, dass ich praktisch jeden Tag nach den Hausaufgaben ins Pfarrhaus gegangen bin. Dort habe ich Briefe getippt und Ausgänge für Kaplan Gandert gemacht. Dabei ist auch mein Wunsch entstanden Priester zu werden. Meine Eltern haben Zentrum gewählt; ich weiß noch, wie mein Vater 1933 sagte: ‚Hitler bedeutet Krieg‘. Die Atmosphäre zuhause war schon antinazi.“

Bald darauf hat der junge Walter Hetzel in der Zeitung gelesen, dass Hitler ganz bewusst nicht zu einem öffentlichen Gottesdienst gegangen ist: „Das hat mir die Augen geöffnet. Da habe ich gemerkt, wie der Hase läuft.“

Also hat die Kirche ihn zur Widerständigkeit ermutigt? „Das kann man so nicht sagen, die Kirche als Institution hat ja kaum etwas zum Widerstand beigetragen, es waren Einzelne, wie Graf Galen oder Bischof Sproll. Und bei mir war es Pater Eisele.“

Bei Pater Adolf Eisele („Pei“) haben mehrere Schüler des (Humboldt-)Gymnasiums am freiwilligen halbkonspirativen Religionsunterricht im Ulmer Lehrlingsheim in der Glöcklerstraße 37 (der Religionsunterricht an den Schulen war seit 1941 verboten) teilgenommen. „Pei“ hat sie gegen die NS-Ideologie immunisiert: „Er hat uns das Gegengift zu den Nazis verabreicht. ‚Du sollst nicht töten!‘, das haben wir damals begriffen.“ Zu dieser Immunisierung hat auch beigetragen, dass die HJ sie mehrmals nach dem Religionsunterricht überfallen hat.



Walter Hetzel im Februar 2013, Foto: privat

Im Herbst 1941, da war er gerade 17 Jahre alt, hat Walter Hetzel die Predigten des Münsteraner Bischofs Galen gegen die „Euthanasie“ in der Sakristei der Suso-Kirche am Fuß des Michelsberg (1944 bei einem Bombenangriff zerstört) heimlich abgetippt, zusammen mit seinem Freund und Klassenkamerad Heinz Brenner hat er sie per Post an ausgewählte Ulmer Adressen verschickt; auch an die Familie Scholl, die damals am Münsterplatz wohnte. Zu dieser Zeit war die Wehrmacht überall auf dem Vormarsch, Hitler war auf dem Höhepunkt seiner Popularität. Hat er wirklich an einen Erfolg ihrer Aktion geglaubt? „Heinz Brenner und ich haben uns keinen direkten politischen Erfolg davon versprochen. Wir wollten die Leute darüber informieren, was in Deutschland wirklich läuft. Und wir haben gehofft, dass Andere das Gleiche machen wie wir. Ich habe wirklich nichts Heroisches getan.“

Von Inge (Aicher-)Scholl ist überliefert, dass Hans Scholl nach der Lektüre des Flugblatts ergriffen war: „Man sollte einen Vervielfältigungsapparat haben.“ Indirekt hat Walter Hetzel zur Bildung der Weißen Rose mit beigetragen. Welches Risiko er einging, hat er zumindest geahnt. Bald darauf war er die Anlaufadresse für Briefe von Sophie Scholl an Hans

Hirzel von der „Ulmer Schülergruppe“ (deren Mitglieder, die meisten Klassenkameraden, nichts von Walter Hetzels und Heinz Brenners Aktivitäten wussten – und umgekehrt): Wenn ein Brief an ihn mit „Walter F. Hetzel“ adressiert war, dann wusste er, dass er ihn Hans Hirzel ungeöffnet übergeben sollte; was darin stand, wusste er nicht. Diese Unkenntnis hat ihm vermutlich das Leben gerettet, als er, bereits Soldat in Frankreich, kurz nach der Ermordung der Geschwister Scholl und von Christoph Probst verhört wurde: „Ich musste mich mehrere Stunden in Hab-Acht-Stellung ausfragen lassen – aber ich konnte halbwegs guten Gewissens sagen, dass ich keine Ahnung hatte.“

„Du sollst nicht töten“, das war für Walter Hetzel spätestens seit dem Religionsunterricht bei „Pei“ oberste Maxime. Unter den Bedingungen des Hitler-Regimes konnte er sie leider nicht konsequent durchhalten – auf Kriegsdienstverweigerung stand die Todesstrafe. „Kurz vor Weihnachten 1943 lag ich bei Kiew im Graben, als nachts eine Gruppe sowjetische Soldaten auf uns zu gerannt kam – erst kleine weiße Punkte, dann immer größer und mit ‚Urräh‘-Rufen. Das war furchtbar. Wir haben mit allem geschossen, was wir hatten, in so einer Situation denkst du nicht an das fünfte Gebot, da bist du in einer ausweglosen Lage. Auch deshalb darf es keine Kriege mehr geben.“

Anfang 1944 wurde Walter Hetzel in ein Lazarett in Deutschland eingeliefert und hat den Krieg möglicherweise deshalb überlebt. Er studierte danach in Tübingen katholische Theologie, Anfang der 1950er Jahre wurde er Pfarrer, zuletzt in der Heilig-Kreuz-Kirche in Stuttgart-Sommerrain; seine letzten beiden Lebensjahrzehnte hat er in einem Seniorenstift in Stuttgart verbracht. Er ist bis fast ganz zum Schluss neugierig, welt-offen (und auch seiner Kirche gegenüber solidarisch-kritisch) geblieben; aber sein Körper hat in den letzten Jahren zunehmend weniger Schritt gehalten.

Walter Hetzel war der bescheidenste Mensch, den ich bisher kennengelernt habe.

VVN-BdA ist wieder gemeinnützig

Der antifaschistischen VVN-BdA (Ver- einigung der Verfolgten des Nazire- gimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten) wurde 2019 vom Berliner Finanzamt die Gemeinnüt- zigkeit entzogen. Damit wurde sie auch in ihrer finanziellen Existenz gefährdet, da hohe Steuerrückzah- lungen drohten. Grundlage war die Einstufung der Organisation vom bayerischen Verfassungsschutz als extremistisch. Zahlreiche Organisati- onen, Parteien, Einzelpersonen und auch Gedenkstätten solidarisierten sich mit der VVN. Esther Bejarano, Überlebende von Auschwitz und Ehrenvorsitzende der VVN-BdA, äußerte in einem offenen Brief an Finanzminister Olaf Scholz ihr völ- ligen Unverständnis darüber, dass „eine Steuerbehörde über die Exi- stenzmöglichkeit einer Vereinigung von Überlebenden der Naziverbre- chen“ befinden könne. Nie habe sie sich „vorstellen können, dass die Gemeinnützigkeit unserer Arbeit angezweifelt oder uns abgesprochen werden könnte!“. Der bayerische Verfassungsschutz hatte als einziger nicht nur den Landesverband, son- dern auch den Bundesverband der VVN als extremistisch eingestuft. Nachdem die Einstufung des Verfas- sungsschutzes für die Bundesver- einigung zurückgenommen wurde, wurde auch die Gemeinnützigkeit ab 2019 wieder anerkannt. Für die Jahre 2016 bis 2018 läuft das Verfahren noch. (Mareike Wacha)

Die neue Ausstellung „Gurs 1940“

... der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, die im April 2021 eröffnet wurde, stellt die Leidensgeschichte der Juden und Jüdinnen aus Südwestdeutschland aus einer multilateralen Perspektive auf Regional-, Bundes- und Europa- ebene dar. Nach jahrelanger Schikane durch das NS-Regime wurden tau- sende Menschen aus dem heutigen Baden-Württemberg, dem Saarland und Rheinland-Pfalz im Oktober 1940 nach Gurs, am Fuße der Pyrenäen, und in ähnliche Lager in Südfrank- reich transportiert. Dort wurden sie zusammen mit Flüchtlingen aus dem Spanischen Bürgerkrieg unterge- bracht. Die furchtbaren Lagerbedin- gungen der bis zu 20.000 Lagerin- sassen in Gurs führten zu Tod und Verzweiflung. Im Zuge der Wannsee- Konferenz entschied das NS-Regime den Abtransport der Häftlinge in

den Osten, in die Vernichtungslager Auschwitz und Sobibor, wo viele ums Leben kamen. Nur wenigen wie der Philosophin Hannah Arendt gelang die Flucht ins Ausland.

Die deutsch-französische Ausstellung unter Schirmherrschaft des Bundes- präsidenten Frank-Walter Steinmeier und mit zahlreichen Kooperations- partnern aus Deutschland und Frank- reich stellt deutlich klar, dass ohne die französische Kollaboration die Deportation in die Vernichtung nicht möglich gewesen wäre. Dabei wird die selbstkritische Tendenz verfolgt, die seit Mitte der 1990er Jahre im Nachbarland eingesetzt hat, die eigene Verantwortung Frankreichs am Holocaust anzuerkennen. Obwohl ursprünglich für Oktober 2020, zum 80-jährigen Gedenken geplant, fand die Eröffnung der Ausstellung virtuell im April 2021 statt. Besucher*innen können Texte, Bilder, Videos und Zeugnisse dieser Zwischenstation in den Tod virtuell abrufen unter www.gurs1940.de. (Ángel Ruiz Kontara)

Die bundesweite Vernetzung ...

... der AG Gedenkstätten an Orten früher KZ fand coronabedingt online statt. Im März tagten Vertreter*innen der Arbeitsgemeinschaft digital, um sich über die konkreten Arbeitssi- tuationen, Bildungsangebote unter Corona-Bedingungen und mögliche gemeinsame Vorhaben auszutau- schen. Dazu gehören u.a. gemein- same Planungen in den Bereichen Pädagogik und Öffentlichkeitsarbeit. Auch ein erstes Vor-Ort-Treffen der AG-Mitglieder wurde in den Blick genommen. Das in Baden-Württem- berg seit Anfang 2020 beim Landes- denkmalamt laufende Pilotprojekt zur baulichen Bestandsaufnahme früher Lager, bei dem die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg eine wichtige Rolle spielt, präsentierte Projektmitarbeiter Marc Ryszkowski vom Landesamt für Denkmalpflege. (Annette Lein)

Link zum Projekt: <https://www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/projekte/bau-und-kunstdenkmalpflege/spezi- algebiete/fruehe-konzentrationslager/>

Den Opfern einen Namen geben ...

... ist das Anliegen der Publika- tion „Die Häftlinge des KZ-Außen- lagers Hailfingen/Tailfingen“ der



Cover der Publikation

Autoren Harald Roth, Volker Mall und Johannes Kuhn. Sie haben in jahrelanger Arbeit die Leidenswege jüdischer Häftlinge des KZ Hail- fingen/Tailfingen, einem Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof im Elsass, erforscht. 600 jüdische Häftlinge sind im Nummernbuch des KZ aufgeführt. Sie wurden von Mitte November aus dem KZ Stutthof bei Danzig in das KZ-Außenlager Hailfingen/Tailfingen verschleppt, in einem umzäunten Hangar untergebracht und mussten unter anderem in nahegelegenen Steinbrüchen und beim Ausbau des Militärflugplatzes Zwangsarbeit ver- richten. In den drei Monaten seines Bestehens von November 1944 bis Februar 1945 kam im Außenlager auf- grund der katastrophalen Lebens- und Arbeitsbedingungen fast ein Drittel der Häftlinge ums Leben. Nach der Auflösung des Lagers wurden die Überlebenden in die KZ Vaihingen/ Enz und Dautmergen deportiert. Lediglich 124 Häftlinge überlebten den Zweiten Weltkrieg. Bereits 2009 erschien im Metropol- Verlag zu diesem Thema das Gedenkbuch „Jeder Mensch hat einen Namen“. Für ihre Recherchen bekamen die Autoren Harald Roth und Volker Mall 2010 den Landespreis für Heimatforschung Baden-Würt- temberg. Die Arbeiten wurden weiter fortgesetzt. In den letzten Jahren eröffneten sich, vor allem durch die Digitalisierung, neue Recherchemö- glichkeiten, die weitere Informationen lieferten. Auch Kontakte zu Angehö- rigen erweiterten das Wissen. Neue und alte Erkenntnisse sind nun in der neuen Publikation (2021, Books on Demand) gebündelt. (MW)

Geschichte wiederholt sich nicht ...

... und dennoch kann man aus ihr für die Zukunft lernen. Dafür muss man sie kennen. NS-Regionalgeschichte ist lange Zeit ein Tabu gewesen. Nach Lehrplan wurde die NS-Diktatur als ein entferntes Phänomen behandelt, das weit weg von kleinen idyllischen Dörfern und Kleinstädten des Südens geschah. Dagegen tritt seit 2010 die Bandreihe „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer“ vom Herausgeber Wolfgang Prose auf. Was als Projekt eines einzelnen Lehrers begann, um seinen Schülerinnen und Schülern die lokale NS-Geschichte näher zu bringen ist mittlerweile auf elf Bände gewachsen. Mit der Veröffentlichung des elften Bandes widmet sich die Reihe zum ersten Mal einem bayerischen Gebiet, Nord-Schwaben und Neuburg an der Donau, was bisher als „Terra Incognita“ der Täterforschung galt. Der neue Band präsentiert 27 Biografien aus dem oben genannten Raum. Eine durchaus beeindruckende Leistung in Zeiten geschlossener Archive. (ARK)

Die Ulmer Stolperstein-Initiative ...

... blieb auch unter den schwierigen Bedingungen aktiv und bereitete in mehreren Online-Treffen einige Veranstaltungen vor. Die ursprünglich mit dem Künstler Gunter Demnig geplante Verlegung am 18. März sowie ein Treffen zum Putzen der Steine mussten wegen der Pandemie ausfallen. Aber die Arbeit war nicht umsonst, die Veranstaltungen werden nachgeholt. Vor allem: In Absprache mit Gunter Demnig wird 2021 eine ungewöhnliche Verlegung stattfinden. Am Freitag, den 24.9.2021, ab 14.00 Uhr werden von den Mitarbeitern des städtischen Bauamts 18 Stolpersteine, vor allem für Opfer der Krankenmorde, in der westlichen Innenstadt verlegt. Ein würdiges Rahmenprogramm wird wie immer von der Initiative gestaltet. Die Recherchen für die Biografien und den Flyer sind weitgehend abgeschlossen. Und: Die Steine sind sogar bereits vor Ort! Sie kamen mit einem schweren Paket in der Büchsen-gasse an. Spenden hierzu sind wie immer willkommen (DE76 6305 0000 1010 8100 90). (Martin König)

Der in Stuttgart lebende Künstler Ben Willikens schenkte der Stiftung Erinnerung einen handsignierten Druck ...

... mit dessen Erlös die politische Bildungsarbeit des DZOK unterstützt werden soll. Das Bild ohne Titel aus dem Jahr 2004, das wie häufig bei Willikens einen Raum ohne Menschen zeigt und in Grau- und Weißtönen gehalten ist, wurde nach einem Hinweis im DZOK-Rundbrief vom Dezember 2020 rasch verkauft. Als nun vor Ostern eine Version des berühmt gewordenen ersten Bildes von Willikens mit einer strengen Raumkonzeption in der Ulmer Pauluskirche ausgestellt wurde, nämlich „Raum 608, Abendmahl“ aus der Sammlung Weißhaupt, erschloss sich bei der Rede und anschließenden Befragung des Künstlers sowohl seine Bildsprache als auch sein Bezug zu unserer historisch-politischen Arbeit.

Dieses Leonardo da Vincis „Abendmahl“ nachempfundene riesige Bild zeigt eine breite Tafel in einem großen Raum in Zentralperspektive – jedoch anders als beim Renaissancekünstler sitzen am hier ungedeckten Tisch keine Menschen. Als Willikens 1979 die erste Version eines menschenlosen „Abendmahls“ malte, beendete er damit eine schwierige Zeit der Suche und des Zweifels an der Kunst und an den Menschen. Der 1939 geborene Künstler hatte als Jugendlicher und junger Erwachsener lange nicht verstehen können,

wie die Menschen so etwas Zerstörerisches wie den Zweiten Weltkrieg geschehen lassen konnten. Und wie es sein konnte, dass Kunstwerke wie z.B. Leonardos Bild keine Spuren der Menschlichkeit in der Welt hinterlassen hatten. Diese Fragen, die in der Nachkriegszeit seinem damaligen Empfinden nach kaum gestellt wurden, beschäftigten ihn während seines Kunststudiums und einiger Auslandsstipendien und trieben ihn schließlich in die Psychiatrie. Zorn und Enttäuschung über die Kriegs- und Nachkriegszeit sowie die Trostlosigkeit in manchen psychiatrischen Einrichtungen führten ihn Ende der 1970er Jahre so zu seiner Bildsprache ohne Menschen, ohne Zierrat, ohne Vielfarbigkeit. (Karin Jasbar)

Am 26. Mai 1946 fand in Ulm ...

... die erste Gemeinderatswahl nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Ende des Nationalsozialismus statt, am 6. Juli 1946 dessen erste konstituierende Sitzung. Die Stadt Ulm widmet diesem Jubiläum ein ganzes Themenjahr unter dem Titel „Zuhören. Mitreden. Gestalten. 75 Jahre Demokratie in Ulm“. Verschiedene städtische und nicht-städtische Akteur*innen bringen sich mit vielfältigen Aktionen, Veranstaltungen und Bildungsangeboten ein. Das DZOK beteiligt sich mit verschiedenen Formaten, u.a. mit der Veranstaltungsreihe „Verschwörungserzählungen als Gefährdung der Demokratie“



Ben Willikens mit seinem Kunstwerk, Foto: Stiftung Erinnerung Ulm

gemeinsam mit der vh Ulm, dem Haus der Begegnung sowie dem Haus der Stadtgeschichte.

Geplant sind außerdem Sonder- und Themenrundgänge im Rahmen des Projekts „language matters – Zum Umgang mit Hass-Sprache in Geschichte und Gegenwart“: Zum Beispiel zur Zerstörung der Weimarer Demokratie, der Etablierung der NS-Diktatur und der Neu-Konstituierung der Demokratie in Ulm sowie zur Ausgrenzung politisch Andersdenkender in Geschichte und Gegenwart. Die Rundgänge sind nach der Wiedereröffnung jederzeit buchbar.

Unter dem Titel „paradise lost – paradise now. Demokratie gemeinsam leben“ werden Jugendliche in einem mehrtägigen Kunst- und Kreativcamp – wenn die Coronabedingungen es zulassen – der Frage nachgehen, wie sie demokratisches Zusammenleben aktiv gestalten können. Nach einem Rundgang und der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem historischen Ort arbeiten sie unter pädagogischer und künstlerischer Anleitung mit unterschiedlichen künstlerischen Ausdrucksformen, z. B. Bildhauerei, Upcycling, Konstruktionen und Installationen mit Holz oder Textilien. Das DZOK organisiert das Kunstcamp gemeinsam mit Kontiki. Die Leser*innen sind schon jetzt zur öffentlichen Präsentation der Ergebnisse eingeladen. Der Termin wird rechtzeitig bekannt gegeben. (AL, MW)

Weitere Informationen zum Themenjahr finden Sie unter:

 www.75jahredemokratie.ulm.de

Zur Erinnerung an Hedwig Maeser

Am 30. Dezember 2020 ist Hedwig Maeser, geb. Aicher, verstorben. Am 21. Dezember war sie hundert Jahre alt geworden. In Söflingen geboren und verstorben und dort auch fast ein Leben lang wohnend, gehörte sie zum Umfeld eines spezifisch Söflinger Widerstandskreises gegen die Nazis.

Mittelpunkt des Kreises war Franz Weiß, der 1932 katholischer Pfarrer in Söflingen geworden war. Weiß bekämpfte die Nazis vom ersten Tag ihres Regimes an. Das reichte von der Arbeit mit der katholischen Jugend (der u. a. Hedwig angehörte) über den Organisationsversuch einer

deutschlandweit agierenden Widerstandsgruppe katholischer Pfarrer („acies ordinata“) bis hin zu regelmäßigen Attacken gegen das Regime von der Kanzel herab. Nach seiner Karfreitagspredigt 1939 wurde er von der Gestapo verhaftet und am 22. Juni 1939 vom in Ulm tagenden „Sondergericht“ zu einem Jahr Haft verurteilt, nachdem er vorher schon aus Söflingen „verbannt“ worden war.

Hedwig Maesers Familie mit den Eltern Anna und Anton und den Geschwistern Otl und Georg war mit der Kirche und Pfarrer Weiß eng verbunden. Dem Eintritt in die „Jungmädels“ und dem BdM der Nazis verweigerte sie sich.

Hedwig Maeser gehörte, vor allem zusammen mit ihrem Bruder Otl Aicher, zu den lebenslangen Freunden des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg, das zu Fuß nur eine Viertelstunde von Söflingen entfernt liegt. Wir erinnern uns ihrer in Dankbarkeit. (Silvester Lechner)

Zur Realisierung von zwei Filmprojekten über das DZOK ...

... fanden sowohl in der KZ-Gedenkstätte als auch in den DZOK-Bürräumen Drehtermine statt:

Zum einen entsteht im Auftrag von Radio Bremen eine Dokumentation der Firma blindCat über frühe Kon-

zentrationenlager in Deutschland, nach unserem Wissen der erste Dokumentarfilm, der die Dimension der frühen Konzentrationslager in ihrer Breite an verschiedenen historischen Orten dokumentarisch aufarbeitet. Gemeinsam mit ihrem Produktionspartner Rainer Krause drehte die Dokumentarfilmerin Susanne Brahm in der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg für den 45-minütigen Film Bereiche des historischen Ortes in Ulm und führte Gespräche mit DZOK-Mitarbeitenden. Beide verfügen über Erfahrungen im Bereich filmischer Dokumentation von NS-Geschichte und waren voller Wachheit und Sensibilität beim Dreh am historischen Ort. Das DZOK hatte dafür besondere inhaltliche Aspekte aufbereitet wie die Verknüpfung von Terror und Propaganda, das Verhältnis von Stadt und Lager, biografische Zugänge und familiäre Verfolgungssituationen mit traumatisierenden Auswirkungen.

Zum anderen möchte ein Filmprojekt der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen Baden-Württemberg und der LpB mit einem 10-minütigen Imagefilm zentrale Elemente der Gedenkstättenarbeit auch in Coronazeiten darstellen. Imagefilm heißt, der Film soll die Sichtbarkeit der Gedenkstätten im Land erhöhen und Menschen einladen, die Angebote der Gedenkstätten wahrzunehmen.



Beim Filmdreh mit Sibylle Tiedemann (rechts), Foto: A-DZOK

Mit der filmischen Umsetzung wurde die Neu-Ulmer Filmemacherin Sibylle Tiedemann beauftragt, die zu einzelnen Aspekten wie z.B. Gedenkstätten als Orte der Erinnerung, des historischen Lernens, der digitalen Bildung der Forschung und der Demokratiebildung im Land, auch im DZOK drehte. Schwerpunkte des Ulmer Teils, die Frau Tiedemann filmisch darstellte, waren Aufnahmen in der Gedenkstätte als historischem Lernort, die Begleitung unseres digitalen Lehrerseminars im März, die Vorstellung unserer Forschungs- und Beratungstätigkeit in der Büchsen-gasse sowie ein Kurzinterview mit Nicola Wenge als Vertreterin des Sprecherrats. (AL)



Nicola Wenge beim Filmdreh mit blindCat, Foto: A-DZOK

Ein Praktikum beim DZOK ...

... werde ich in den nächsten Monaten – von Mai bis Juli – absolvieren. Mein Name ist Vera Lauterjung, ich komme aus Ulm und studiere an der Universität Bamberg Politikwissenschaft. Bereits während meiner Schulzeit hatte ich die Möglichkeit, an Veranstaltungen des DZOK teilzunehmen und diese sind mir so eindrücklich und nachhaltig in Erinnerung geblieben, dass für mich die Bewerbung um einen Praktikumsplatz beim DZOK sehr nahe lag. Die Gedenkstätte sowie das Dokumentationszentrum sind meiner Ansicht nach gerade auch für Politikstudent*innen von großer Bedeutung, da es hier um die Verbindung zeithistorischer und aktuell-politischer Ereignisse geht. Insbesondere vor dem Hintergrund gegenwärtiger politischer Entwicklungen und Dis-



Praktikantin Vera Lauterjung, Foto: privat

kussionen erscheint mir die Chance, mehr über die Vermittlung historisch-politischer Themen und den Umgang mit der deutschen Vergangenheit zu erfahren, als besonders wertvoll. Schon während meiner ersten Tage habe ich einen umfangreichen Einblick in den Arbeitsalltag des Dokumentationszentrums bekommen, viele Informationen zu abgeschlossenen und laufenden Projekten erhalten und konnte auch die Gedenkstätte besuchen.

Ich freue mich darauf, mein eigenes Wissen über die Zeit des Nationalsozialismus, insbesondere im Raum Ulm und Umgebung, und dessen Implikationen für die heutige Zeit zu erweitern und bin vor allem gespannt auf weitere Einblicke in den Prozess der Erstellung des vielfältigen Bildungs- und Veranstaltungsangebots des DZOK sowie in seine verschiedenen Arbeitsbereiche. Mit meinen Kenntnissen und Erfahrungen möchte ich auch selbst im Laufe des Praktikums die Arbeit des DZOK unterstützen. (Vera Lauterjung)

Die herausragende Dokumentensammlung ...

... zur „Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden“ wurde im Mai 2021 mit dem Erscheinen des letzten Bands der 16-teiligen Edition abgeschlossen. An der Veröffentlichung zeitgenössischer, wissenschaftlich kommentierter Zeugnisse hatte ein internationales Team im Auftrag des Bundesarchivs, des Instituts für Zeitgeschichte, der Universität Freiburg und der FU Berlin über 15 Jahre gearbeitet. Herausgegeben wurden gut 5.000 Dokumente auf fast 14.000 Seiten – eine Mammutleistung. Die Bände sind im Wesentlichen nach Ländern gegliedert, der letzte Band befasst sich mit Ungarn.

Ziel der Herausgeber*innen war ein umfassendes Bild des Holocaust in seiner ganzen Geschichte und seiner geografischen Breite zu eröffnen, aus Sicht der Opfer, der Täter und unbeteiligter Beobachter, die „Dritte“ genannt werden. Ein Sachindex ermöglicht ab Band zwei gezielte Suchen.

In jeden Band wurden rund 300 Texte aufgenommen: etwa 40 % Opfer-Dokumente, 40 % Täter-Dokumente und 20 % Darstellungen von Dritten, wobei möglichst viele unterschiedliche Akteure und Angehörige aller sozialen Schichten zu Wort kommen. Mehr als die Hälfte der Dokumente waren bislang unveröffentlicht oder wurden für die Edition erstmals übersetzt.

Die Edition ist für Forschung und historische Bildungsarbeit ein elementares Hilfsmittel und dient auch dem Gedenken an die europäischen Juden. Die Edition ist vollständig in der Bibliothek des DZOK einsehbar. (Nicola Wenge)



Edition „Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden“, Foto: A-DZOK

Christiane Kruse:
Macht, Ohnmacht, Widerstand. Frauen in der Zeit des Nationalsozialismus. 50 Portraits. Berlin: Edition Braus 2019. 163 S., 14,95 €.

Frauen im Nationalsozialismus wurden bislang nicht so stark in ihren Rollen und Lebensentwürfen beleuchtet wie Männer – sei es geschichtswissenschaftlich oder auch populärwissenschaftlich. Diesem Missverhältnis versucht Christiane Kruse mit ihren insgesamt 50 Frauenportraits entgegenzuwirken. Ein Buch über Frauen – ein Buch für Frauen?

Den biografischen Beiträgen ist ein kurzer historischer Abriss zum Frauenbild im Nationalsozialismus vorangestellt, der den Lesenden ein Stimmungsbild der Zeit vermitteln soll. Hatten Frauen sich während der Weimarer Republik zunehmend emanzipiert, waren an Universitäten präsent gewesen und hatten in der Arbeitswelt Fuß gefasst, erfolgte mit der Machtübernahme Hitlers eine gewaltige Rolle rückwärts: Heim und Herd standen für Frauen fortan wieder im Mittelpunkt ihres Lebens. Die Rolle der Ehefrau und Mutter war für das weibliche Geschlecht quasi von Geburt an vorgesehen. Darauf wurden die Mädchen in den nationalsozialistischen Jugendorganisationen vorbereitet. Dass diesem Idealbild keineswegs die Mehrheit der Frauen während des Nationalsozialismus entsprach, davon zeugen die 50 Portraits. Im Mittelpunkt stehen berühmte Frauen wie die Schauspielerin Marika Röck und die Regisseurin Leni Riefenstahl, weitgehend unbekannt wie die Keramikerin Cato Bontjes van Beek und die Schneiderin Käthe Niederkirchner, die beide im NS-Widerstand aktiv waren und hingerichtet wurden, junge Frauen wie Sophie Scholl und ältere wie Elisabeth Förster-Nietzsche, Pilotinnen, Tänzerinnen, Gestapo-Agentinnen. Alle biografischen Darstellungen werden von zeitgenössischen Fotografien begleitet. Die einzelnen Beiträge sind dabei unterschiedlich lang gehalten – wohl auch abhängig vom vorhandenen Quellenmaterial.

An welcher geschilderten Persönlichkeit die Lesenden hängen bleiben, mag variieren und mit großer Wahrscheinlichkeit auch von persönlichen Prägungen abhängen. Mich selbst beeindruckte im positiven Sinne Hannah Gräfin von Bredow, mit einem gewissen Schrecken blieb ich dagegen nach der Lektüre der Bio-

grafie von Elsa Bruckmann zurück. Letztere war 1865 in Österreich in ein böhmisch-rumänisches Adelsgeschlecht hineingeboren worden, hatte erst nach dem Tod ihres Vaters den bürgerlichen Verleger Hugo Bruckmann aus München heiraten dürfen, keine Kinder bekommen. In den 1920er Jahren wurde sie zur Förderin und Mäzenin Adolf Hitlers, veranstaltete völkisch-nationale Treffen im hauseigenen Salon. „Sie brachte dem auf gesellschaftlichem Parkett anfangs noch unsicheren Hitler Umgangsformen bei, kleidete ihn ein, machte ihm wertvolle Geschenke, half ihm später bei der Einrichtung seines Landhauses am bayerischen Obersalzberg.“ (S. 39) Mit der Machtergreifung ging Elsa Bruckmann zwar zur nationalsozialistischen Politik auf Distanz. Doch ihre persönliche Begeisterung für die Privatperson Adolf Hitler blieb zeitlebens bestehen.

Ganz anders hingegen verhielt sich Hannah Gräfin von Bredow, die ebenfalls aus einem Adelsgeschlecht stammte, standesgemäß heiratete und mit ihrem Ehemann acht Kinder bekam – und damit die nationalsozialistische Rollenanforderung an die Frau mehr als erfüllte. Doch die Enkelin von Otto von Bismarck war entschiedene Gegnerin des Nationalsozialismus. Sie verweigerte den Hitlergruß, „ihre Kinder gehörten nicht zur Hitlerjugend und an ihren Freundschaften zu Juden hielt sie fest.“ (S. 33) Jahrelang wurde sie deswegen von der Gestapo beobachtet, jedoch nie verhaftet. Im Januar 1945 sah die Gräfin dann den Zusammenbruch der Nazidiktatur voraus und notierte: „Der Krieg wird noch den Winter durch anhalten. Er wird im Mai oder Juni enden.“ (S. 35)

Dies sind nur zwei von vielen weiteren Portraits des Buches, die beim Lesen Eindruck hinterlassen. Bei denen man staunt, ob des Mutes nicht weniger Frauen, sich zu widersetzen. Bei denen man aber auch schaudert, ob der Kälte und Menschenfeindlichkeit, mit der sich auch Frauen dem System anschlossen. Zwischen diesen Positionen gab es eine Vielzahl an Frauen, die sich – sich selbst als unpolitisch bezeichnend – insoweit den Gegebenheiten anpassten, dass sie persönlich profitierten.

Das Buch von Christiane Kruse entwirft sehr differenziert die einzelnen Lebenswege. Es stärkt dabei die Einsicht, dass es keine einfachen

Erklärungen für weibliche Verhaltensweisen im Nationalsozialismus gab. Manche Frau sonnte sich in der Macht und wurde zur Täterin, andere wiederum liefen mit dem System mit und fügten sich ihrer Ohnmacht, wiederum andere folgten ihrer inneren Instanz und widerstanden, mit allen Konsequenzen, die dies bedeutete. „Macht, Ohnmacht, Widerstand“ ist ein Buch über Frauen, aber nicht nur für Frauen – denn es ist eigentlich ein Buch über den Menschen an sich. Über seine Abgründe, aber auch über Charakterstärke.

Isabell Gamperling

Katarzyna Woniak:
Zwangswelten. Emotions- und Alltagsgeschichte polnischer „Zivilarbeiter“ in Berlin 1939-1945. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2020 (= Fokus. Neue Studien zur Geschichte Polens und Osteuropas, Band 2). 424 S., 68 €.

Die Historikerin und Ethnologin Katarzyna Woniak studierte in Posen und Augsburg und forscht seit Jahren zu Zwangsarbeit und Besatzungsgeschichte im Zweiten Weltkrieg. Ihre Kontakte zum DZOK, wo es einen großen Bestand von polnischen Erinnerungsberichten zur Zwangsarbeit gibt, führten dazu, dass Frau Woniak ihre Studie über die „Zwangswelten“ in Berlin kurz nach Erscheinen im November 2020 in der DZOK/vh-Reihe „Neue Forschung vorgestellt“ (online) präsentierte und eine rege Diskussion bezüglich ihrer Methodik entfachte. Deshalb möchten wir das Buch hier vorstellen.

Im einleitenden Kapitel erklärt die Autorin, warum sie diese Studie durchführen wollte, obwohl das Thema Zwangsarbeit auch ihrer Meinung nach schon gut erforscht ist. Ihr fehlte der Blick auf die Emotionen und die Perspektive der Menschen, die in dieser Zwangslage waren. Daraus ergab sich folgender Forschungsansatz:

- Die emotionale Wahrnehmung und die Deutung ihrer eigenen Lebenswelt durch die polnischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter soll im Vordergrund stehen.
- Es sollen nur zeitgenössische Ego-Dokumente verwendet werden, um diesen damaligen Gefühlen näher zu kommen als in nachträglich erstellten oder in Interviews erbrachten Selbstzeugnissen.

Also suchte die Historikerin nach Belegen für Emotionen aus der Zeit, bevor die Menschen das Kriegsende erahnen konnten oder erlebten und noch unbeeinflusst von Faktoren waren, die die Erinnerung verfälschen können. Die außergewöhnliche Quellenlage der Großstadt Berlin, wo umfangreiche Archivbestände vorhanden sind und es zudem beim Einsatz der polnischen „Zivilarbeiter“ (synonym verwendet für Zwangsarbeiter) „alles außer Bergbau gab“ (S.7), machte dieses Vorgehen möglich. Doch neben Briefen, Tagebüchern, Fotos etc. sind ca. 75% der verwendeten Quellen Aussagen von Betroffenen bei Polizei- und Gerichtsverhören oder gegenüber der Gestapo, z. B. nach Verhaftungen wegen Fluchtversuchen, Diebstahl, verbotenem Handel oder Gaststättenbesuch, Verdacht auf Sabotage. Der Autorin ist die Problematik dieser mehr oder weniger erzwungenen „Selbstzeugnisse“ inklusive der Übersetzungsprobleme und möglicher Vorurteile der damals Protokollierenden und Fragenden durchaus bewusst (S.18/19).

Nach ihren methodischen Vorüberlegungen beschreibt Katarzyna Woniak die durch Krieg und deutsche Besatzung geschaffenen Rahmenbedingungen für die „Zwangswelten“: Die polnische Bevölkerung erlebte die Durchsetzung eines gewalttätigen Regimes, das sie und ihre Familien lediglich als Arbeitskräftereservoir wahrnahm. Sie lernte nach Auflösung aller Sicherheiten und Gewohnheiten zwischen dem unter den Augen der Besatzungsmacht ablaufenden Leben und den nur mit der Familie und Freunden geteilten Lebensäußerungen und Emotionen zu trennen. Eindrücklich schildert Woniak, wie die rabiatischen Vorgehensweisen bei der Rekrutierung der Zwangsverpflichteten, deren Transport nach Berlin und Zuweisung in die deutschen Firmen und Unterkünfte sowie das rassistisch ausgerichtete „Sonderrecht“ für Menschen polnischer Herkunft als Angriffe auf deren Selbstbild wirkten.

In den fünf Hauptkapiteln des Buches zeigt die Autorin dann anhand der Ego-Dokumente auf, wie die unter vielfachem Zwang Stehenden versuchten, diese sehr eingeschränkte Lebenswelt trotz aller Bedrohungen individuell zu gestalten. Ein Kapitel ist dabei der persönlichen Auseinandersetzung mit den vom Mangel bestimmten Lebensbedingungen

(Arbeit, Unterbringung, Versorgung, Gesundheit) gewidmet, eines der „Brücke zur Heimat“ in der Form von Briefen und Paketen und den dabei wichtigen Empfindungen wie Heimweh und Hoffnung. Danach geht es um Situationen, die die Gefühle der Selbstbestimmung und des eigenen Menschseins beförderten (Freizeit, Religiosität, Sprache) und schließlich um soziale Kontakte (Freundschaft, Liebe, Sexualität) – auch zu Zwangsverpflichteten und Kriegsgefangenen anderer Nationen sowie zu Deutschen. Im letzten dieser Lebenswelt-Kapitel werden Flucht, Sabotage und Spionage als versuchte „Auswege“ aus den bedrückenden Situationen beschrieben.

Manche der Personen tauchen in mehreren Kapiteln auf. Bei jedem Vorgang werden auch weitere Umstände aus dem Leben der Genannten und ihrem sozialen Umfeld berichtet, sodass wir immer wieder Persönlichkeiten mit eigenem Sinn und Ziel vor Augen haben. Wir werden Zeug*innen einer großen Gefühls- und Handlungspalette der trotz aller Beschränkungen sehr heterogenen Gruppe. Vieles „Normale“ oder auch Notwendige ist nicht erlaubt, wie z. B. zu einem besseren Arbeitgeber zu wechseln, wärmende Unterwäsche oder Schuhe zu erstehen. Doch es wird wieder und wieder getan, obwohl in der Regel Haft oder Arbeitserziehungslager drohen. Die Autorin bezeichnet diese realen sowie psychischen Überlebensversuche als „Selbstbehauptungswillen“. Mir erschienen sie anfangs unverünftig. Doch die Auseinandersetzung mit den vielen Schicksalen in den Dokumenten und deren einfühlsame Kontextualisierung führt schließlich zu der von der Autorin angestrebten „Umkehrung der Perspektive“ (S. 12).

Durch das breite Spektrum der Quellen und den fachlich versierten Blick auf den historischen Hintergrund ist hier ein wichtiges neues Werk zur Zwangsarbeit entstanden, das nicht nur Einblick in die „Zwangswelten“ von Polinnen und Polen in Berlin gewährt, sondern auch viele grundsätzliche Fragen zum Themenbereich Zwangsarbeit abhandelt und in seinem diskursiven Voranschreiten sowie mit kurzen Zusammenfassungen an jedem Kapitelende zudem sehr lesefreundlich ist. Inhaltlich wird übrigens vieles bestätigt, was durch Methoden der Oral History überliefert wurde – wie z. B. durch J. D. Steinert, der in seiner Abhandlung über die

Deportation von polnischen und sowjetischen Kindern zur Zwangsarbeit (2013) ebenfalls die Prägung durch die Besatzung sowie die Gefühle und das Erleben der Betroffenen in den Vordergrund rückte, aber eben weitgehend auf Grundlage späterer Berichte. Es bleibt m.E. wichtig, dass diese im Rückblick erzählten Emotionen und Erfahrungen wahrgenommen werden. Ebenso wichtig ist es, dass Katarzyna Woniak durch ihre Auswertung von ca. 3.000 zeitgenössischen Egodokumenten unser Bild von der inneren Verfasstheit und vom Überlebenswillen polnischer Zwangsarbeit*innen nun noch wesentlich ergänzt hat.

Karin Jasbar

Maren Gottschalk:
Wie schwer ein Menschenleben wiegt. Sophie Scholl. Eine Biografie. München: C.H. Beck 2020. 347 S., 24 €.

Simone Frieling:
Sophie Scholl. Aufstand des Gewissens. Berlin: ebersbach & simon 2021. 139 S., 18 €.

Der 100. Geburtstag von Sophie Scholl am 9. Mai war und ist Anlass zu umfänglichen Würdigungen, nicht zuletzt an ihren Lebens-Orten, aber ganz besonders im medialen Kontext, wobei Biografie-Publikationen per se größere Intensität und Relevanz versprechen. Und obwohl diese Ikone des deutschen Widerstands wie abgeschirmt gegen jede Kritik bleibt und weltweit eine besondere Anziehungskraft ausstrahlt, gibt es gerade in diesem Kontext noch Fragen, auf die es zu wenige, vielleicht bisher keine ausreichenden Antworten gibt. Was macht eine junge Frau – das Pathos der Hitlerjugend ist ihr ganz und gar nicht fremd – zur unbeugsamen Widerständlerin, die ihren Kopf unter die Fallschwertmaschine legt? Warum steht sie derart im Fokus der Erinnerung und z. B. nicht der Münchner Mechanikerlehrling Walter Klingenbeck, der im August 1943 hingerichtet wird? Was beflügelte gerade die Wirkungskarriere einer Sophie Scholl, die selbst effizienteren Widerstand in den Schatten stellt?

Maren Gottschalk, geschult darin, Biografien für ein jüngeres Publikum zu verfassen, macht sich nach ihrer

ersten Scholl-Biografie von 2012 erneut daran, der jungen Frau ein Gesicht zu geben. Ihre neue Biografie strebt nach Vollständigkeit: Sie durchleuchtet die Lebensräume – Forchtenberg, Ludwigsburg, Ulm, München –, gibt den nächsten Menschen – zentral der im Religiösen wurzelnden Mutter, dem rebellischen Vater sowie dem Zu- und Beieinander der Geschwister – eindrückliche Konturen, befasst sich mit dem weiten Feld einer heranwachsenden Frau zwischen Gewissen und Sexualität, veranschaulicht deren klare Konsequenz bis zu Roland Freislers Todesurteil und seiner Vollstreckung.

Detailliert und kenntnisreich führt Maren Gottschalk uns auf diesem Einsichtsweg, dessen Spannung ja gerade darin besteht, keine letzten Antworten zu geben. Auf diesem Weg brauchte es kein Erweckungserlebnis, da musste die menschliche Grundierung stimmen.

Für sich aufgelistet sind das keineswegs auratische Charakterzüge, menschlich, allzu menschlich ist die Mischung: Mit dem „Wurstigkeitsgefühl“ ab und an vermengt sich Romantisch-Idealistisches, Pathetisches, letztlich Fanatisches.

Wenn da nicht – Tagebuch und Briefe belegen das – ein Gewissen wäre, eine stete Selbstkritik, die Gottsuche, wenn nicht wären Schuldgefühle. Fast zum Mantra wird Sophie ein Satz des französischen Philosophen Jacques Maritain: „Il faut avoir un esprit dur et le coeur tendre.“

Zartheit und Härte, das Widersprüchliche prägen ebenfalls den Umgang und Briefwechsel mit dem Berufsoffizier Fritz Hartnagel. Maren Gottschalk flicht diesen Mann so bewusst wie stringent in Sophies Leben seit 1937. Im Auf und Ab dieser Beziehung, in der Plötzlichkeit von ganzer Nähe wie scharfer Distanzierung liegt ein Konzept von mal ein-, mal gegenseitigem Erziehen, dem Gehorchen Fremdwort ist. Das gipfelt in Sophies Antwort auf Fritzens Frage: „Bist Du Dir darüber im Klaren, dass dies Dich den Kopf kosten kann?“ – „Ja, darüber bin ich mir im Klaren.“

Gottschalks historischer Bericht erweist dem Jubiläum des 100. Geburtstages Referenz, schenkt zeitgleichem (Münchner) Widerstand kaum Beachtung, befasst sich eher beiläufig mit der Frage nach der Gewichtung Sophie Scholls innerhalb der Weißen Rose, aber liefert einen weiteren Beitrag zur Konstruktion einer Identifikationsfigur bis und für

heute. Indem sie hinlänglich bekannte wie neuere Info-Schubladen – nicht zuletzt die jahrzehntelang in einem SED-Geheimarchiv lagernden Verhörprotokolle – zu Wort kommen lässt, versucht diese Biografie vorrangig dem Knäuel von Fakten und Legenden beizukommen.

Die Malerin und Autorin Simone Frieling entwickelt einen gegensätzlichen Ansatz. Intendiert ist eine vielschichtige, einfühlsame und eindrucksvolle Hommage jener eigenwilligen und mutigen Frau, jenseits von Mythos und Legenden. Doch das kann Frieling nur ansatzweise gelingen, da sie das Hehre und Heldische der Sophie Scholl in besonderer Weise hervorkehrt: Indem die Autorin zeitgenössische Garanten zitiert, die Sophie (und Hans) Scholl nur vom Hörensagen kennen konnten und die deren Wirken in besonderem Maße lobten, veranschaulicht sie, wie das Fundament für die Heroisierung gerade dieses Widerstandes entstand. So will Thomas Mann die Weiße Rose in seiner BBC-Ansprache vom 27. Juni 1943 nicht vergessen wissen, sein Sohn Golo urteilt 1958 emphatisch: „Sie fochten gegen das Riesenfeuer mit bloßen Händen“, und Ricarda Huch arbeitet bis zu ihrem Tod 1947 an einem Gedenkbuch für die Märtyrer der Freiheit, in dem sie den Geschwistern attestiert, dass es ihnen „nicht beschieden“ war, „Deutschland zu retten, nur für Deutschland sterben durften sie.“

Die essayistisch angelegte Annäherung an Sophie Scholl glaubt deshalb – anders als Maren Gottschalk –, sie könne der Widerständigen mit den Eckpfeilern ihres Lebensgefühls ganz nahekommen: dass sie im Einverständnis mit der eigenen Familie gelebt, um den Einklang mit der (eigenen) Natur gerungen und „den inneren Dialog mit Gott gesucht“ habe. Das Motto des Frieling-Buchs ist obendrein noch Immanuel Kants Maxime, dass ein Gewissen dem Menschen, „seinem Wesen einverleibt“ sei.

Vor diesem mächtigen Lebens-Viereck dürfen etwaige politische, moralische, menschliche Fehlleistungen der Protagonistin nur kurzfristig beschrittene Seitenwege sein und werden nicht deutlicher ausgeführt. Im Fokus steht der Kampf um Gedankenfreiheit, freie Meinungsäußerung, freie Lebensgestaltung, Toleranz und Wahrung der Menschenrechte. Das ist und klingt ganz modern, ist wohl so auch gemeint, und stößt gerade

bei jüngeren Leser*innen zweifellos in einen Echoraum: Wer sich auf Sophie Scholl beruft, liegt richtig.

Und damit sind wir – völlig unhistorisch, aber in einer Dauerschleife von Aktualität gefangen – wieder bei einer Überhöhung, bei Missverständnissen und Wunschdenken.

Der Begriff der Projektion – Sophie Scholl als ein andauerndes Ich-Ideal innerhalb politischer, gesellschaftsbedingter Verwerfungen – wäre sicherlich diskutabel. Stringente Antworten auf die Frage, wozu die Weiße Rose und ihre Heldin Sophie dienlich waren und weiterhin sinnstiftend sind, sollten selbst im biografischen Ansatz gefunden werden. Deshalb läuft es bei beiden Büchern allzu schnell, allzu leicht wieder auf den bloßen Vorbildcharakter der Widerständigen hinaus.

Nachvollziehbar mag das sein: Bis heute erinnern diverse „Denkstätten“ an Sophie sowie ihren Bruder Hans, tragen in Deutschland ca. 200 Schulen ihre Namen; in der DDR wurden bis zu Beginn der 1950er Jahre Straßen und Einrichtungen nach ihnen benannt; Inge Scholl publizierte 1952 mit „Die Weiße Rose“ ein Narrativ, das bis heute „sichtbare Spurrillen“ hinterlassen hat; 1982 wurde Michael Verhoevers Verfilmung des Stoffs erfolgreichster deutscher Kinofilm (und überdeckt leider Percy Adlons „Fünf letzte Tage“), und 2005 unterstrich der Film „Sophie Scholl – Die letzten Tage“ nachhaltig diese personale Präsenz. Denkt all diese Vielfalt außer dem Widerspenstigen dabei genügend die Widersprüchlichkeiten und das Unnahbare mit, verweist es auf das Inkompatible? Daher ist es anlässlich dieses Jubiläums zwingend nötig, neben den Umwegen, Irrwegen und Wegen dieser jungen Frau die vielfältigen Rezeptionsweisen dieser Figur deutschen Widerstandes über fast 80 Jahre zu ergründen.

Zwar sind sich alle jüngeren Biografien vollmundig darüber einig – von Barbara Beuys (2010) bis Robert M. Zoske (2020) – eine Heldin vom Sockel holen zu wollen, die Entrückung dieser Person durch bloße Verehrung zu konterkarieren. Aber es klappt nicht. Soll, muss, kann es das denn?

Christian Schulz

schenunwürdige Weise nach Dachau transportiert wurden, fanden noch im Hof des Lagergefängnisses statt. Zur besseren Geheimhaltung vor den KZ-Häftlingen nutzte die SS bereits nach drei bis vier Wochen den Schießplatz in Hebertshausen, wo der Prozess des Massenmordes eine Standardisierung erfuhr. Einige Wochen später wurde im KZ Dachau außerdem ein temporäres Kriegsgefangenenlager für die Rotarmisten, welche unter katastrophalen Umständen zur Arbeit gezwungen wurden, eingerichtet. In einer gelungenen Verknüpfung von historischer Darstellung und den damit verbundenen Schwierigkeiten für die heutige Forschungsarbeit betrachtet Reinhard Otto den komplizierten bürokratischen Registrierungs- und Verzeichnungsprozess der sowjetischen Kriegsgefangenen bei der Zusammenarbeit von Wehrmacht und Gestapo (S. 57-73). So veranschaulicht er die schwierige Recherche der Namen für die Gedenkinstallation am ehemaligen SS-Schießstand in Hebertshausen.

Andrea Riedle geht in einem Beitrag dem nach dem Krieg gängigen Narrativ der Unwissenheit über NS-Verbrechen seitens der Bevölkerung nach (S. 75-84). Anhand von Gesprächsprotokollen mit Zeitzeugen kommt sie zu dem Schluss, dass die Ermordung der sowjetischen Kriegsgefangenen in Hebertshausen innerhalb der Dachauer Bevölkerung ein „offenes Geheimnis“ (S. 84) war, was allerdings aus unterschiedlichen Gründen kaum zu Reaktionen führte. Anschließend widmet sich Riedle in einer sozialstrukturellen Studie den Tätern des Massenmordes – den Angehörigen des Kommandanturstabs des KZ Dachau (S. 87-99). Sie

kommt zu dem Schluss, dass die Männer, welche in der Mehrheit bereits vor 1933 Mitglieder in NS-Organisationen und anschließend vor 1939 in den hauptamtlichen Dienst der SS eingetreten waren, in ihrem Handeln weltanschaulich und politisch motiviert waren und ihren Dienst in der SS mit großer Loyalität verrichteten. Riedle teilt die Täter in drei Gruppen ein: Eine Gruppe, welche unbedingt an den Erschießungen teilnehmen wollte – sei es wegen Vorteilen für die Karriere, Vergünstigungen wie Sonderzahlungen und Urlaub oder um ihre sadistischen Züge ausleben zu können. Die zweite Gruppe, welche die Mehrheit darstellte, bestand aus Männern, die lieber nicht an den Exekutionen beteiligt gewesen wären, wegen Gruppenzwang, Vorstellungen von Männlichkeit und Angst vor Bestrafungen beziehungsweise Degradierungen bei Verweigerung dennoch teilnahmen. Dass letztere Befürchtung nicht grundlos war, belegt die letzte Gruppe, die lediglich aus einer Person bestand: Ein SS-Mann, der seine Teilnahme verweigerte, wurde tatsächlich wegen Befehlsverweigerung zu zwei Jahren Gefängnis – er musste sieben Monate in Einzelhaft im Arrestbau des KZ Dachau absitzen – verurteilt. Riedle weist richtigerweise auf die Relevanz dieses Falles hin, ging man bisher in der Forschung doch davon aus, dass eine Verweigerung dieser Art – etwa im Falle des Polizeibataillons 101 – keine ernsthaften Konsequenzen nach sich zog. Die Nutzung des Schießplatzes für die Hinrichtung von SS-Strafgefangenen zwischen 1942 und 1945 ist das Thema von Lukas Schretters Beitrag (S. 99-113). Er zeigt einerseits die Willkürlichkeit der von der allgemeinen

Justiz unabhängigen Bestrafungen auf und verweist anhand von Zeugenaussagen auf einen „strengen, gleichbleibenden Ablauf der Hinrichtungen“ (S. 133). Wie Schretter selbst ausblickend festhält, bleiben Fragen nach der genauen Zahl der Hinrichtungen oder zu Details der SS-Gerichtsbarkeit weiter offen.

Den „langen Weg zur Gestaltung des Erinnerungsortes“ beschreiben Anja Deutsch und Kerstin Schwenke (S. 115-133). Sie gehen dabei auf die Probleme der Zuständigkeit und Verwahrlosung des Ortes bis in die Mitte der 1990er Jahre ein und würdigen gleichzeitig frühere Bemühungen für ein Gedenken. Der offene Erinnerungsort, welcher seit der Zuständigkeit der KZ-Gedenkstätte Dachau 1997 geplant und schließlich 2014 eröffnet wurde, soll „den Ort stärker ins gesellschaftliche Bewusstsein rücken“ und die „Opfer aus ihrer Anonymität holen“ (S. 133). Zehn Biografien von Opfern des Massenmordes in Hebertshausen, welche eine möglichst repräsentative Darstellung der Opfer zum Ziel haben und mit Fotos, Dokumenten und Briefen ergänzt werden, schließen die Publikation ab. Sie belegen die Bemühungen um einen Erinnerungsort, welcher einer lange unterbeachteten Opfergruppe späte Würdigung und Aufmerksamkeit verschaffen will. Die Herausgeberinnen und Autor*innen liefern so einen gelungenen Begleitband, welcher sowohl einen wichtigen Teil zur Erforschung des SS-Schießplatzes in Hebertshausen als auch zur Schaffung eines Erinnerungsortes beiträgt.

Johannes Lehmann

Impressum

Herausgeber:

Dokumentationszentrum
KZ Oberer Kuhberg Ulm e. V.
Postfach 2066, 89010 Ulm
info@dzok-ulm.de, www.dzok-ulm.de

Redaktion:

Isabell Gamperling, Karin Jasbar,
Johannes Lehmann, Annette Lein,
Ángel Ruiz Kontara, Christian Schulz,
Mareike Wacha,
Dr. Nicola Wenge (verantwortlich)

Druck:

Schirmer Medien GmbH & Co. KG

Auflage:

1.500 Exemplare

Bezugspreis:

Mitteilungen des DZOK: 2 € / Heft
Rückmeldungen, Leserbriefe und Anregungen sind erwünscht. Wir freuen uns auf Ihr Feedback.

Spendenkonto:

IBAN: DE02 6305 0000 0007 6490 62
SWIFT-BIC: SOLADES1ULM
Sparkasse Ulm

Sonderkonto

„Stiftung Erinnerung Ulm“:
IBAN: DE98 6305 0000 0002 7207 04
SWIFT-BIC: SOLADES1ULM
Sparkasse Ulm

Veröffentlichungen des DZOK

DZOK-Manuskripte

Bd. 1: Ulmer Geschichtswerkstatt zur NS-Zeit (Hrsg.):

Die „Hitlerjugend“ am Beispiel der Region Ulm/Neu-Ulm. Ein Aspekt im Umfeld der „Weißen Rose“, 1942/43. Eine kommentierte Dokumenten- und Materialien-Sammlung. 6. Aufl., Ulm 2004, 170 S., 10 €

Bd. 2: Claudia Dauerer:

Alfred Moos, ein Ulmer Jude auf der Flucht vor dem NS-Staat. Ein Beitrag zur deutschen Emigration nach Palästina. 2. Aufl., Ulm 1995, 150 S., 8 €

Bd. 3: Silvester Lechner (Hrsg.):

Schönes, schreckliches Ulm. 130 Berichte ehemaliger polnischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die in den Jahren 1940 bis 1945 in die Region Ulm/Neu-Ulm verschleppt worden waren. 2. Aufl., Ulm 1997, 420 S., 20 € (zurzeit vergriffen!)

Bd. 4: Silvester Lechner:

Ulm im Nationalsozialismus. Stadtführer auf den Spuren des Regimes, der Verfolgten, des Widerstands. Ulm 1997, 120 S., 8 € (zurzeit vergriffen!)

Myrah Adams:

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Das KZ Oberer Kuhberg in Ulm, 1933–1935, Katalog zur Dauer Ausstellung 2001. Ulm 2002, 64 S., 138 Abb., 10 €

Markus Kienle:

Gotteszell – das frühe Konzentrationslager für Frauen in Württemberg. Die Schutzhaftabteilung im Frauengefängnis Gotteszell in Schwäbisch Gmünd. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2002, 90 S., 12 € (zurzeit vergriffen!)

Vorstand Stiftung Erinnerung Ulm (Hrsg.):

Die Stiftung Erinnerung Ulm – für Demokratie, Toleranz und Menschenwürde.

Ihre Gründung, ihr Zweck, ihre Ziele. Ulm 2004, 64 S., 22 Abb., 10 €

Hans Lebrecht:

Gekrümmte Wege, doch ein Ziel. Erinnerungen eines deutsch-israelischen Kommunisten. Herausgegeben von Silvester Lechner, DZOK. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2007, 144 S., 30 Fotos, 19,80 €

Roman Sobkowiak:

Eindeutschungsfähig?! Eine polnisch-deutsche Biografie im NS-Staat und in der jungen Bundesrepublik.

Herausgegeben von Silvester Lechner, Doku-Zentrum. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2009, 116 S., 60 Fotos, 19,80 €

Markus Heckmann:

NS-Täter und Bürger der Bundesrepublik. Das Beispiel des Dr. Gerhard Klopfer.

Herausgegeben von Silvester Lechner und Nicola Wenge, DZOK. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2010, 120 S., 19,80 €

Annette Lein/Nicola Wenge:

Jugendarbeit und Demokratieverziehung an KZ-Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Ein Leitfaden des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm für bürgerschaftlich getragene Erinnerungsorte, Ulm 2010, 40 S.

Oliver Thron:

Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“. Ein Gedenkbuch für die Opfer der NS-Militärjustiz in Ulm. Herausgegeben von Nicola Wenge, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2011, 84 S., 16,80 €

Regierungspräsidium Tübingen, Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg (Hrsg.):

„Württembergisches Schutzhaftlager Ulm“: Ein frühes Konzentrationslager im Nationalsozialismus (1933-1935). Informationen und Arbeitshilfen für den Besuch der Ulmer KZ-Gedenkstätte mit Schülerinnen und Schülern, Tübingen/Ulm 2013, 125 S., 10 €

Marie-Kristin Hauke/Thomas Vogel:

Erinnern in Ulm. Demokratischer Neubeginn nach 1945 und Auseinandersetzungen um den Nationalsozialismus. Herausgegeben von DZOK und Stadtarchiv Ulm. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2014, 167 S., 14,80 €

Annette Lein/Nicola Wenge/Juliette Constantin:

„Was geht mich Eure Geschichte an?“ Interkulturelle Materialien für den Besuch der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg Ulm mit Schülerinnen und Schülern. Ulm 2015, 44 S. + DVD.

Ulrike Holdt:

Das materielle Erbe der Zeitzeugen sichern – Informationen und Anleitungen zur Archivarbeit in Gedenkstätten am Beispiel des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm. Ulm 2015, 66 S.

Ingo Bergmann:

1938. Das Novemberpogrom in Ulm – seine Vorgeschichte und Folgen. Herausgegeben von DZOK und Stadtarchiv Ulm. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2018, 78 S., 14,80 €

Gudrun Silberzahn-Jandt/Josef Naßl:

„... aber ich hoffe, dass ich nicht verloren bin“: Gedenkbuch für die Ulmer Opfer von NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“-Morden. Herausgegeben von DZOK und Stadtarchiv Ulm. Ulm (Klemm + Oelschläger) 2020, 207 S., 26,80 €

Nathalie Geyer/Mareike Wacha:

„Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...“: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache. Informationen und Arbeitsmaterialien des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg. Ulm 2020, 81 S., 5 €

Bestellung und Versand (zusätzlich Versandkosten) sind auch über das DZOK möglich!

Weitere Veröffentlichungen

„... daß es so etwas gibt, wo man Menschen einsperrt ...“.

Das KZ Oberer Kuhberg bei Ulm.

Ein Film von Bernhard Häusle und Siegi Jonas.

Silvester Lechner (Hrsg.):

Die Kraft, nein zu sagen. Zeitzeugenberichte, Dokumente, Materialien zu Kurt Schumachers 100. Geburtstag.

Ulm (DZOK) 1995, 80 S., 10 € (zurzeit vergriffen!)

Markus Kienle:

Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt.

Ulm (Klemm + Oelschläger) 1998, 220 S., 50 Abb., 10 € (zurzeit vergriffen!)

DZOK-Programm Sommer/Herbst 2021

Die KZ-Gedenkstätte im Fort Oberer Kuhberg

Die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg kann bei einer 7-Tagesinzidenz unter 100 und auf Grundlage des Hygienekonzepts der Gedenkstätte sowie der gesetzlichen Bestimmungen besichtigt werden.

Der Öffnungstermin und die dann gültigen Regelungen zu Führungen und Einzelbesuchen sind auf der Website des DZOK nachzulesen.

Sonderausstellung im 1. OG der KZ-Gedenkstätte:

„Man wird ja wohl noch sagen dürfen ...: Zum Umgang mit demokratiefeindlicher und menschenverachtender Sprache“
10 Tafeln zu 8 Begriffen aus Geschichte und Gegenwart.

Auch als Wanderausstellung kostenlos entleihbar unter:

 <https://www.dzok-uhl.de/ausstellungen/wanderausstellung/>

Bildungsangebote:

Digitale Führungen und Workshops für Schulklassen sowie individuelle Bildungsangebote für Schüler*innen (GFS, thematische Recherchen, individuelle Beratungen für Schüler*innen, digitale Lernangebote usw.) sind unabhängig von der Öffnung buchbar, auf Anfrage direkt an das DZOK.

Buchungen für Präsenzfürungen werden entgegengenommen. Die Durchführung hängt von den Öffnungsbestimmungen ab.

Anmeldung über das Büro des DZOK:

Büchsehgasse 13, 89073 Ulm
Tel. 0731/21312
Fax 0731/9214056
info@dzok-uhl.de
www.dzok-uhl.de

Archiv und Bibliothek können nach Voranmeldung und Terminvereinbarung genutzt werden.

Bürozeiten:

Mo-Do 9-17 Uhr
Fr 9-13 Uhr

Das **Veranstaltungsprogramm** wird fortlaufend den Coronabedingungen angepasst. Einige Veranstaltungen finden digital statt, andere sind als analoge oder hybride Formate geplant. Zum derzeitigen Stand sind alle Veranstaltungen personenbeschränkt, Anmeldung siehe linke Spalte unten. Infos zu den einzelnen Veranstaltungen und Programmänderungen auf unserer Webseite.

Samstag, 19. Juni 2021
KZ-Gedenkstätte, 14 Uhr

Festival contre le racisme

„Through the darkest of times“ – Workshop zum NS-Widerstand im Videospiel

Workshop mit Ausprobieren des Spiels und Diskussion. Endgeräte werden zur Verfügung gestellt.

Sonntag, 27. Juni 2021
KZ-Gedenkstätte, 12.30 Uhr

Festival contre le racisme

Rundgang durch die KZ-Gedenkstätte in englischer Sprache

Mittwoch, 30. Juni 2021
KZ-Gedenkstätte, 18 Uhr

Nach dem Schweigen.

Künstlerische Verarbeitung einer Auschwitz-Exkursion
Ausstellungseröffnung

Sonntag, 11. Juli 2021
Martin-Luther-Kirche Ulm, 18 Uhr
„Wir schweigen nicht!“ Die Weiße Rose

Eine musikalische Lesung
In Kooperation mit der Stiftung Erinnerung und der Martin-Luther-Kirche Ulm

Freitag, 23. Juli 2021
vh, EinsteinHaus, Club Orange, 17 Uhr

DZOK-Mitgliederversammlung mit Vorstandswahlen

Samstag, 24. Juli 2021
vh, EinsteinHaus, Club Orange, 13.30 Uhr

Harry Potter, Rita Kimmkorn und die Fake News

Workshop für Kinder ab 10 Jahren mit Stefanie Lorenz und Dominik Rehermann

Im Anschluss Möglichkeit einer Eltern-Kind-Führung durch die Gedenkstätte Oberer Kuhberg
In Kooperation mit vh Ulm, Haus der Begegnung und Haus der Stadtgeschichte

NN

Sophie Scholl und ihr Leben in Ulm

Stadtgang mit Dr. Nicola Wenge und Viktoria Fahrenkamp

Sonntag, 5. September 2021
Europäischer Tag der Jüdischen Kultur

Stadtgang mit Dr. Nicola Wenge

Sonntag, 12. September 2021
Tag des offenen Denkmals
Sonderführungen durch die KZ-Gedenkstätte

Samstag, 18. September 2021
Kulturnacht in der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg

Freitag, 24. September 2021
ab 14 Uhr
8. Ulmer Stolpersteinverlegung

Donnerstag, 7. Oktober 2021
KZ-Gedenkstätte
„Den Nazis eine schallende Ohrfeige versetzen“
Literarischer Kammermusikabend mit dem Ensemble OPUS 45

Hinweise zu digitalen Zusatzinformationen

 <https://www.dzok-uhl.de/digitale-angebote/>

Online-Ausstellung „Erinnern in Ulm“:

 <https://www.dzok-uhl.de/ausstellungen/online-ausstellung/>

Regelmäßige Beiträge zu aktuellen Themen finden Sie hier.

 [facebook.com/KZGedenkstaetteObererKuhberg](https://www.facebook.com/KZGedenkstaetteObererKuhberg)

 [instagram.com/kzgedenkstaette_obererkuhberg](https://www.instagram.com/kzgedenkstaette_obererkuhberg)

Weitere Termine entnehmen Sie bitte der Tagespresse, der Webseite, dem Newsletter oder unseren Social Media-Kanälen. Sollten sich die gesundheitspolitischen Vorgaben der Landesregierung weiter lockern oder wieder verschärfen, wird auch das DZOK mit seinen Angeboten darauf reagieren und behält sich entsprechende Änderungen vor.

Diese Nummer der Mitteilungen wird mit unten stehenden Anzeigen gefördert von:

**CDU/UfA-Fraktion
im Ulmer Gemeinderat**

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 0731-61 82 20
www.cdu-ufa.de, mail@cdu-ufa.de

Kulturbuchhandlung Jastram

Am Judenhof, Tel. 0731-671 37
info@jastram-buecher.de

Dörner Elektrotechnik GmbH

Kohlgasse 31, 89073 Ulm
Tel. 0731-96 690-0; Fax: 0731-96 690-33
info@doerner-ulm.de, www.doerner-ulm.de

protel Film & Medien GmbH

Münchner Straße 1, 89073 Ulm
Tel. 0731-926 64 44
info@protel-film.de, www.protel-film.de

Engel-Apotheke Ulm

Apotheker Timo Ried
Hafengasse 9, Tel. 0731-638 84

**Rechtsanwälte Filius-Brosch-
Bodenmüller und Kollegen**

Münchner Straße 15, 89073 Ulm
Tel.: 0731-966 42-0; Fax: 0731-966 42-22
info@kanzlei-filius.de

**FDP-Gruppe
im Ulmer Gemeinderat**

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 0731-161 1094
www.fdp-fraktion-ulm.de, fdp@ulm.de

Schirmer Medien GmbH & Co. KG

Boschstraße 16, 89079 Ulm
Tel. 0731-946 88-0
info@schirmer-druck.de, www.schirmer-druck.de

**FWG-Fraktion
im Ulmer Gemeinderat**

Tel. 0731-61 88 52, 0731- 161 10 95
info@fwg-ulm.de, www.fwg-ulm.de

Sparkasse Ulm

Hans-und-Sophie-Scholl-Platz 2, 89073 Ulm
Tel. 0731-101-0, kontakt@sparkasse-ulm.de

GRÜNE Fraktion Ulm

Tel. 0731-161-1096, www.gruene-fraktion-ulm.de
gruene-fraktion@ulm.de

SPD-Fraktion

im Ulmer Gemeinderat

Rathaus, Marktplatz 1, Tel. 921 77 00
spdfraktion@ulm.de, www.spd-ulm.de

**Unterstützen Sie das Ulmer DZOK!
Werden Sie Mitglied!**

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft im
Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e. V.
– KZ Gedenkstätte –, Postfach 2066, 89010 Ulm
Beitrittserklärung und Bankeinzugermächtigung

.....
Name und Vorname

.....
Straße und Hausnummer

.....
PLZ und Wohnort

.....
eMail

.....
IBAN

Mit dem Einzug meines Mitgliedsbeitrags in Höhe von

€

.....
im ersten Quartal des jeweiligen Kalenderjahrs von
meinem Konto mittels Lastschrift bin ich einverstanden.
Das SEPA-Lastschriftmandat kann durch schriftlichen
Widerruf beendet werden. Der Mitgliedsbeitrag beträgt
mindestens 35€ (für Arbeitslose, Schüler*innen,
Studierende, Rentner*innen 15€) im Kalenderjahr.

.....
Datum, Unterschrift

Empfangsbekanntnis zum Datenschutz:

Ich hatte die Möglichkeit, die Datenschutzhinweise des
DZOK unter www.dzok-ulm.de/Datenschutz oder in der
Geschäftsstelle Büchergasse 13, 89073 Ulm einzusehen;
sie wurden mir auch in Papierform angeboten.

.....
Datum, Unterschrift